UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

II. Der historische Roman

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Visual Library

II.

Der historische Roman.

Conrad von Bolanden. | Franz Isidor Proschko.
Heinrich Conscience. | Cardinal Wiseman.

Conrad von Bolanden.

Unter dem Pseudonym Konrad von Bolanden verbirgt sich der Prälat Joseph Bischoff in Speyer. Geboren den 9. August 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde im Laufe der Jahre Pfarrer in Börrstedt. Im Jahre 1870 legte er sein Amt nieder, um sich ungestört schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können. Er entwickelt denn auch seit jener Zeit eine außerordentliche Thätigkeit. Fast jedes Jahr bringt von ihm einen neuen Roman, meist in mehreren Bänden. Bis jetzt sind von ihm — sämmtlich unter dem Pseudonym Conrad von Bolanden — außer einigen kleineren folgende größere Werke erschienen: Eine Brautfahrt 1857. Franz von Sickingen 1859. Königin Bertha 1860. Barbarossa 1862. Die Aufgeklärten 1864. Historische Novellen über Friedrich II. 4 Bde 1865—66. Angela 1866. Gustav Adolf 4 Bde 1867—1871. Die Schwarzen und die Rothen 1868. Fortschritt 1870. Raphael 1870. Die Unfehlbaren 1871. Die Mageren und die Fetten 1872. Canossa 3 Bde 1872—73. Der alte Gott. Der neue Gott. Russisch 1872. Die Reichsfeinde 2 Bde 1874. Urdeutsch 2 Bde 1875. Bankrott 3 Bde 1877. Die Bartholomäusnacht 2 Bde 1879.

Bolanden hat unstreitig ein bedeutendes Talent. Eine lebhafte, über alles Kleinliche kühn in's Große gehende

Phantasie, eine gut ausgebildete Darstellungsgabe, verbunden mit reicher Menschenkenntniß und einem umfassenden Wissen beriefen ihn von vornherein zu einer ausgezeichneten Stellung in der Literatur und befähigten ihn zu schätzenswerthen Leistungen. Dazu kam ein bewunderungswerther historischer Weitblick, eine großartige Auffassung der Charaktere und Begebenheiten der Weltgeschichte, sodaß man Bolanden das Prognostikon stellen konnte, er werde ein glänzender Vertreter des historischen Romanes werden. Und er ist es geworden überall, wo sein Auge sich abwandte von dem leidenschaftlichen Tages-Hader der Parteien und sich zuwandte den ewigen Ideen, die den Lauf der Weltgeschicke bestimmen; wo er willig seinem Genius folgte, der ihn mit glänzendem Stabe hinwies auf die großartigen Ideenkämpfe vergangener Jahrhunderte. Traurig aber senkte der Genius der Poesie seine Flügel, wenn Bolanden Tagesfragen behandelte mit der heftigen Energie und Rücksichtslosigkeit eines Journalisten und seine Novellen zu einer Arena machte für die aufeinander platzenden Geister. Der Duft der Poesie entwich, der ängstigende Dunst der Tageskämpfe lagerte sich über die Gebilde des Dichters, die nun nicht mehr Anspruch machen können auf dichterische Erzeugnisse. Von vornherein nehmen wir Abstand von diesen; denn die Verdienste, welche sich Bolanden durch diese seine luftreinigende Thätigkeit auf dem Gebiete der Tagesfragen unläugbar erworben hat, können an diesem Platze nicht gewürdigt werden. Der Bolanden, den wir hier in's Auge zu fassen haben, ist der Dichter großer historischer Romane, nicht der wortmächtige Rufer im Streit. Freilich streift Bolanden auch in diesen Werken vielfach an Tagesfragen, aber in durchaus künstlerischer Weise. Er wählt Charaktere und Begebenheiten, die dem Verständnisse der Gegenwart nahe liegen, die vielfache Berührungspunkte haben mit dem religiösen und politischen

Leben unserer Tage. So weht es uns aus den Blättern seiner historischen Romane sofort wie der lebendige Hauch modernen Geistes entgegen; wir wenden Blatt um Blatt und erleben Kämpfe und Thaten, wie unsere Tage sie in so vielfacher Gestalt gezeitigt. Wir haben nicht nöthig, uns in die Denk- und Gefühlsweise jener längst vergangenen Jahrhunderte zurück zu versetzen, denn wir bewegen uns in verwandten Gedankenkreisen. Der Kampf der Kirche mit dem Staate um unveräußerliche Gerechtsame, der Kampf des Rationalismus, wie er sich im Protestantismus verkörpert, gegen das Dogma wird ja ewig derselbe und ewig neu bleiben; in immer wechselnden Gestaltungen wird er wiederkehren. Darum sind uns von vornherein die gewählten Charaktere und Begebenheiten in Bolanden's historischen Romanen sympathisch. Die großartigen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum zur Zeit Barbarossa's und Heinrich's IV; die Reformation und der Bauernkrieg; der Zug Gustav Adolf's gegen die Kaiserlichen und die Bartholomäusnacht; Friedrich der Große und die französische Revolution — das sind Stoffe und Personen, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Es ist aber nicht der feine Tact des Künstlers, nicht das Bewußtsein, daß sich aus solchem Material Tüchtiges schaffen lasse, allein, was Bolanden zu historischen Stoffen treibt, sondern das Bestreben, die geschichtlichen Vorgänge so darzustellen wie sie geschehen, die Personen so wie sie gewesen sind. Denn Bolanden sagt mit Rücksicht auf die oben genannten Charaktere[1]): Die Historie habe viele Begebenheiten und Charaktere der Weltgeschichte in unmotivirter Weise glorificirt, sie mit einem Nimbus umgeben, der ihnen in der That nicht zukomme, der ihre Blößen verdecken solle.

---

[1]) Vorrede zu: „Eine Brautfahrt".

Diesen Nimbus will Bolanden zerstören, diese Blößen will er Jedermann's Auge offen legen. Dabei hält er sich streng an die authentischen geschichtlichen Quellen, zahlreiche Citate belegen Worte, Handlungen und Scenen, die an sich manchem wenig glaubwürdig vorkommen würden. So erscheinen Barbarossa, Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich II. in Bolanden's Romanen in ganz anderem Lichte, als man sie in den verbreitetsten Lehrbüchern der Geschichte zu sehen gewohnt ist: das Gesicht zeigt die Spuren ungebändigter niedriger Leidenschaft, selbstsüchtigen Strebens und hochmüthiger Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Selten oder vielmehr nie fällt ein Lichtstrahl edeler Gesinnung in diese tiefste moralische Nacht.

Man darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob die von Bolanden gewählten historischen Persönlichkeiten den ästhetischen Ansprüchen genügen. Der Held oder vielmehr die Hauptperson eines Romanes soll unsere Sympathien gewinnen, wir sollen ihren Schicksalen, Abenteuern und Seelenkämpfen mit wachsendem Interesse folgen, gleichsam Freud und Leid mit ihr theilen. Der Romanheld kann ein leidenschaftlich erregtes Individuum sein; er kann in blindem Triebe seine Seele mit Schuld belasten — nie aber darf der Dichter einen moralisch verkommenen Menschen auf das Postament der erzählenden Dichtung heben. Eben deshalb können Männer wie Luther, Heinrich IV., Gustav Adolf u. s. w. in den Bolanden'schen Romanen uns kaum genügen.

In gleicher Weise abstoßende Charaktere bieten die in neuerer Zeit spielenden Romane Bolanden's in Fülle. Gewissenlose hochmüthige Professoren, die von gewöhnlichen Leuten blamirt werden; schurkische Liberale, an denen kein gutes Haar ist; Minister ohne jedes sittliche Gefühl; Pfarrer, denen jede priesterliche Würde abhanden gekommen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

— das ist die Gesellschaft, in die Bolanden in mehreren seiner Werke uns einführt. Unbefriedigt, ja voll Abscheu müssen wir uns von solchen Gestalten abwenden.

Glücklicherweise hat Bolanden aber eine so stattliche Reihe meisterhafter Romane geschaffen, daß man die weniger gelungenen leicht über diesen vergißt. Seine ältern Romane dürfen sämmtlich — wenn man eben davon absieht, daß einige Mal sittlich verworfene Menschen zu Hauptpersonen gemacht sind — als Perlen unserer katholischen Erzählungsliteratur bezeichnet werden. Namentlich sind hervorzuheben: Eine Brautfahrt — Franz von Sickingen — Königin Bertha — Barbarossa — Gustav Adolf — Canossa und unter diesen als der beste Roman Franz von Sickingen. Man darf die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Titelhelden den besten Schöpfungen unserer Romanliteratur überhaupt zuzählen. Sickingen, getrieben von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Rechte des Adels, wirft sich auf zum Vertheidiger desselben gegen die Uebergriffe des Kaisers. Viele Anhänger scharen sich um ihn. Da erwacht sein Ehrgeiz, der Glanz der Krone lockt ihn, er selbst will deutscher Kaiser werden. Mit unbeugsamer Energie geht er seinen Weg weiter, bis die Vorsehung ihm ein Ziel setzt. Wie nun der tödlich verwundete Held auf dem Schmerzenslager liegt, wie er sein vergangenes Leben und Kämpfen überschaut, wie er schaudernd bemerkt, wie viel Blut und Leben er seinen ehrgeizigen Planen geopfert, wie dann sein ganzes großes Herz in dem Gefühle bitterer Reue aufgeht — das ist mit wahrhaft erschütternder Tragik dargestellt. Der finstere trotzige Sickingen ist uns nahe gebracht. Mit innigem Antheil folgen wir ihm auf seiner gefährlichen Bahn, und tiefe Trauer beschleicht uns, als wir ihn endlich in den Abgrund stürzen sehen. Ein schöner Zug ist die rührende Liebe Sickingen's zu seiner verewigten Gattin. Wenn deren Bild in all seiner

Lieblichkeit vor seine von finstern Geistern umschwebte Seele tritt, dann weichen jene nächtigen Gestalten; er sehnt sich nach ihr, wünscht die weiche Stimme zu hören, welche ihn so oft abhielt von mörderischem Beginnen und die wilden Gedanken aus seiner Seele scheuchte.

Auch „Barbarossa" ist eine Gestalt, die den ästhetischen Ansprüchen, die man an den Helden eines Romanes stellen muß, vollauf genügt. Wir haben freilich nicht jenen glorioſen Heldenkaiser vor uns, wie ihn Grabbe's genialer Griffel gezeichnet, immer aber noch eine bedeutende Schöpfung. Bolanden hat es wohl verstanden, den großartigen Zug, der durch alle Handlungen des deutschen Kaisers geht, getreu aufzufassen und lebendig darzustellen. Er erweckt trotz mancher abstoßender Eigenschaften die Sympathien, die man stets den mächtigen Gestalten der Weltgeschichte entgegenbringt. Diese beiden Charaktere sind unter den unzweifelhaft historischen Helden in Bolanden's Romanen die einzigen, denen die Theilnahme der Leser gesichert ist.

Aber nach diesen kommt eine Reihe von Personen — nicht historische, sondern des Dichter's eigenste Schöpfungen — die wir lieben und bewundern lernen. Es sind das die echten mittelalterlichen Rittergestalten, die hünenhaften Helden des Schwertes, die Bolanden mit Meisterhand darzustellen versteht. Wie diese reckenhaften Jünglinge in den Romanen selbst im Fluge die Herzen der Menschen gewinnen, so nehmen sie auch den Leser unwiderstehlich für sich ein. Mit hoher, fast mädchenhafter Schönheit verbinden sie riesenhafte Kräfte und eine harmlos=unschuldige Seele. Wie ein verheerend Feuer dringen sie todverachtend in die Reihen der Feinde, rechts und links die riesigen Mannen wie Grashalme niederwerfend. Der anziehendste Vertreter dieser Heldenklasse ist unstreitig der prächtig gezeichnete Heinrich von Windstein in „Franz von Sickingen" und nach ihm Siegfried in

„Canossa", Hildchen von Rotheneck in „Luthers Brautfahrt", Gieselbert in „Königin Bertha". Mit welcher Plastik diese Helden in einzelnen Scenen vor das Auge des Lesers treten, mag folgende farbensatte Schilderung aus „Franz von Sickingen" beweisen, wo die fanatischen Bilderstürmer im Begriff sind, einen Mönch dem hoch aufgethürmten Scheiterhaufen zuzuführen:

„Obwohl die Straße so dicht voll Menschen war, daß jeder an dem Platze stehen bleiben mußte, wo er eben stand, sah man dennoch einen Mann mit Erfolg durch das Gewühl sich Bahn brechen. Seine hohe Gestalt überragte Alle, sein glühendes Angesicht war dem Scheiterhaufen zugekehrt. Vor der Brust hielt er ein wuchtiges Schwert, das seiner Breite und Länge wegen viele Aehnlichkeit mit den Zweihändern hatte, so genannt, weil sie mit beiden Händen geführt und nicht am Wehrgehäng, sondern auf der Schulter getragen wurden. Mit der Rechten theilte er ohne besondere Anstrengung die Masse. Sein Haupt bedeckte eine Stahlmütze, auf der eine rothe Feder stack, die in einiger Entfernung, wie eine kleine Flamme, über dem dunklen Gewühle flackerte. Während er mit steigender Eile vorwärts drängte, wich vor dem Harnische des Mannes die Menge zurück, wie vor dem Kiele des Schiffes die zürnenden Wogen des entgegenströmenden Meeres. Manche Flüche und Verwünschungen wurden laut im Volke und bezeichneten die Bahn, welche Heinrich von Windstein nahm; denn nur er konnte Schwierigkeiten überwinden, die gewöhnliche Menschen würden erdrückt haben, ohne sie an's Ziel gelangen zu lassen.

Endlich stand Heinrich vor dem Scheiterhaufen. Drei Schritte vor ihm wurden eben dem Mönche die Hände grausam zusammengeschnürt. Windstein war beim Anblicke des Gemarterten wie versteint stehen geblieben. Der Ordensmann schlug gerade das matte Auge auf und ließ es mit stillem, ergebenem Schmerze auf dem Junker ruhen. Da flammte eine dunkle Gluth über Windsteins Angesicht, er stieß eine furchtbare Verwünschung aus, rannte den vor ihm Stehenden zu Boden, stürzte über ihn weg, Knebel entgegen, der mit häßlichem Grinsen die Stricke in das Fleisch des Mönches zog. Noch rechtzeitig griff der Prediger zur Axt und warf sich voll Muth dem hereinbrechenden Krieger entgegen.

„Nimm das, Papistenhund!" rief Knebel, indem er gegen Windsteins Haupt ausholte. Sein Hieb erreichte jedoch das Ziel nicht; denn

von Windsteins eisernem Faustschlag getroffen, der wohl einen Stier würde getödtet haben, stürzte Knebel mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

Dieser Anfall geschah so plötzlich, daß Heinrich mit seinem Dolche die Stricke an des Mönches Händen bereits zerschnitten hatte, bevor die verblüfften Fanatiker des Predigers Tod rächen konnten. Jetzt aber drängte ein ganzer Haufen voll Wuth gegen den Ritter.

„Nieder mit ihm, — haut ihn in Stücke!" brüllte es von allen Seiten und tausend Hände erhoben sich zu des Jünglings Verderben.

„Was, ihr Bestien? Gegen mich wollt ihr zu Felde ziehen? Ha, nur heran!" rief der grimme Herr von Windstein und sein mächtiges, gefürchtetes Schwert fuhr aus der Scheide. Das flammende Auge des Ritters, das eiserne furchtbare Gesicht, — den schönen Zügen Heinrichs fast nicht mehr ähnlich, dazu die hohe Gestalt, welche Grimm und Wuth aufzutreiben schienen, hätten jetzt Herrn Nikolaus andeuten können, weßhalb dieser Krieger gemeinhin „rother Schlächter" genannt wurde. Durch den hochaufgethürmten Scheiterhaufen im Rücken gedeckt, stand er zum Kampfe bereit und erwartete den drohenden Angriff der tobenden Menge. Hätte der blutdürstige Pöbel geahnt, wer ihm gegenüber stehe, er würde scheu zurückgewichen sein; denn im ganzen Reiche erklang Windsteins Waffenruhm, und das gemeine Volk war eher geneigt, Heinrichs Thaten bis in's Wunderbare und Uebermenschliche zu übertreiben, als dieselben herabzusetzen. Das Geschick aber wollte, daß Niemand den Furchtbaren erkannte, der einem Löwen gleich, zum verderblichen Sprunge bereit lag.

Die bisherigen Führer und Quäler des Mönches, zwei lange, knochige Burschen, stürzten zuerst mit ihren Aexten gegen den jugendlichen Helden. Man konnte nicht unterscheiden, ob Windstein mit einem Streiche Beiden die Köpfe vom Rumpfe hieb, oder ob er zweimal ausholte. Im letzteren Falle mußte der zweite Hieb mit Blitzesschnelle geführt worden sein; denn die Köpfe rollten zu gleicher Zeit auf den Boden und die hinsinkenden Leichname übergossen den Krieger mit zwei hochaufsteigenden Blutstrahlen. Die unmittelbaren Zuschauer dieser blutigen That wichen zwar erschreckt zurück, allein das dumpfe, drohende Murren der Masse brach in stürmisches Geheul aus und schon tief im Gewühle erhoben sich Waffen gegen Heinrichs Brust. Manche Stöße trafen des Kämpen undurchdringlichen Panzer, wiederholt sausten Streiche um sein nothdürftig geschütztes Haupt, und nur seine Geschicklichkeit in Führung des Zweihänders, seine Besonnenheit

und die wunderbare Stärke des Armes konnten ihn retten. Bei jedem Stiche und Hiebe, die schnell abwechselten, je nachdem die Stellung des Angreifenden es forderte, sanken die Körper in den Tod. Faust, der mit Vergnügen dem gräßlichen Würgen zusah, versicherte, Windstein habe öfter das Schwert mit beiden Händen gefaßt und zwei Leiber auf einen Streich mitten entzwei gehauen. Schnell bildete sich ein Wall von Leichen, und da die Vordersten oft wider Willen von der im Rücken drängenden Masse unter das gefräßige Schwert des rothen Schlächters getrieben wurden, dauerte das Gemetzel einige Minuten fort, bis ein Zufall dasselbe schnell beendigte.

Das ist eine kräftige, wirkungsvolle Schilderung. Aehnlich ist eine Scene in „Canossa", wo Siegfried sich zum Beschützer des als Sklavin verkauften Mädchens aufwirft und es aus den Händen seiner Gewalthaber befreit. Auch hier: dramatische Lebendigkeit, Kraft und Anschaulichkeit. Und überall, wo Bolanden solche Charaktere und solche Situationen vorführt, da ist er ein Meister, den so leicht nicht Jemand erreicht. Er hat diese Gestalten mit reiner dichterischer Freude, das merkt man ihnen an, ausgearbeitet, und wenn Bolanden sein dichterisches Feuer ohne jede Rücksicht auf polemische Neigungen sich ergießen läßt, dann kann man Freude an seinen Schöpfungen haben, und darum erscheinen hier Bolanden's Romane unter dem historischen Roman einrangirt. Diese jugendlichen Ritter prägen sich unserer Phantasie ein, man folgt mit athemloser Spannung ihren abenteuervollen Zügen, man haut und sticht mit ihnen. Deshalb sind jene seiner Romane, in denen solche Charaktere vorwiegend auftreten, also jene, die im Mittel- und Reformationszeitalter spielen, unstreitig die besten. „Franz von Sickingen", „Barbarossa", „Canossa", „Königin Bertha", sind Romane, die in mancher Beziehung, wenigstens was die Charakterzeichnung anbelangt, den Vergleich mit Scott's „Ivanhoe" wohl aushalten. Wie trefflich sind z. B. alle jene Scenen in „Eine Brautfahrt" und „Franz von

Sickingen", in denen entlaufene Mönche und Nonnen auf die Bühne treten! Man glaubt sie vor sich zu sehen, diese ehr- und sittenlosen Renegaten, die das neue Evangelium so schnell zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften zu benutzen wissen und im Sturmschritt die verlorenen Freuden der Welt nachzuholen suchen:

„Obwohl der schmale Pfad nur für eine Person hinlänglich Raum ließ, gingen die lustigen Klosterleute dennoch paarweis, wobei die Mönche ihre Schönen mit solcher Vertraulichkeit behandelten, daß jedenfalls zwischen ihnen seit längerer Zeit mußten zarte Verhältnisse bestanden haben. Alle überbot durch Ausgelassenheit und drollige Einfälle der Cisterzienser Albert. Selbst der ernste Bucer, welcher mit seiner Auserwählten von der Gesellschaft sich ziemlich ausschloß, konnte ihm manchmal ein Lächeln nicht versagen. Da es gegenwärtig bergauf ging und Albert sehr beleibt war, hinderte ihn die außerordentliche Thätigkeit der Lunge an der Fortsetzung seiner Schwänke. Nothgedrungen schloß er sich vom allgemeinen Gespräche aus und versüßte durch ein Liebesgespräch mit seiner Schönen den saueren Gang.

Diese war ein hohes, starkes Frauenzimmer. Wäre ihr Blick nicht zu frei und ihr Gesicht nicht zu feist gewesen, hätte man sie schön heißen können. Gegenwärtig schlug sie das große braune Auge nieder und horchte auf Alberts Rede, welcher sein Liebesgespräch mit einer Verwünschung gegen die Klöster schloß.

„Sieh', lieb Herz", — fuhr er fort, „wir beide taugten ebensowenig für's Kloster, als der Teufel für den Sakristan. Gottlob, die Zeit ist vorbei, wo Aeltern ihre Kinder im Mutterleibe schon dazu bestimmten, in jenen Höhlen lebendig begraben zu werden. Mein Leben war fortwährendes Sterben, da ich keine Hoffnung sah, Dich jemals zu besitzen. O der Luther ist ein zweiter Heiland für alle Mönche und inbrünstigen Nonnen, — anbeten möchte ich seinen grimmigen Zorn gegen die Klöster! Alle Päpste und Heilige sind nur Stümper gegen Luther; denn er reißt in einem Jahre mehr zusammen, als diese in tausend Jahren aufgebaut haben."

„Schlägst Du wirklich den Augustiner so hoch an?" fragte die Nonne mit einigem Zweifel in Blick und Miene.

„Höher als alle Heiligen und Propheten, — dies will ich Dir haarscharf argumentiren!" versetzte Albert. „Unter allen Propheten war Johannes der Täufer der größte, — wie's ausdrücklich in der

Bibel steht. Dieser Johannes aber trank lauter Wasser, aß Heuschrecken und hungerte sich halb todt, — was jedenfalls nach meinem Verstand und Luthers reinem Evangelium die größte Narrheit ist. Der Augustiner hingegen hat alles Wasser in den Bann gethan, — Wein ist sein Lebenselement, auch torgauisch Bier soll er ungemein lieben; — daraus folgt, daß der Täufer ebenso tief unter Luther steht, als Wasser unter Wein."

„Dein Beweis steht doch nicht ganz auf festen Füßen, Albert", meinte die Nonne; „selbst unser Pförtner könnte ihn mit seiner Schriftweisheit zu Fall bringen."

„Der alte Erph? Freilich — der ist ein Papist, — der steht auf falschem Grund und Boden. Wer sich jedoch auf den Boden des freien Evangeliums begibt, für den ist mein Beweis unumstößlich. Und was den Luther noch vollständig zum Heilbringer macht, ist der Umstand, daß er die Weiberliebe auf den Thron erhebt und jeden zum Narren stempelt, welcher die Weiber nicht mag! Ja — lieb Lyse, vorher war ich nur ein armer Wicht. Du aber machst mich zum König der Freude und zu einem so hartgläubigen Lutherischen, der noch lutherischer ist, als Luther selber."

Die entlaufene Nonne ging in Alberts Scherz nicht ein, sondern sprach nach ernstem Sinnen:

„Könnte ich nur so vollkommen von Luthers Evangelium überzeugt sein, wie Du!"

„Dies kannst Du, sobald Du willst, Lyse!" erwiederte Albert. „Befolge nur des Augustiners Rath und halte jeden Skrupel für Eingebung des Teufels."

„Trotz aller Anstrengung gelingt mir dies nicht immer", bekannte die Nonne. „Könnte ich doch nur den Tag meiner Einkleidung vergessen, — das Gelübde ist ein schwarzer Flecken in meinem jungen Glück."

„Pah!" rief der Mönch mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Laß mit den Klostermauern alle finsteren Bedenklichkeiten hinter Dir! Frei sind wir von knechtischem Zwang, — Gelübde sind Schrift und Gottes Willen zuwider, -- eine Erfindung des Papstes, welcher ein Stück vom Teufel ist, und dem Teufel ist man zum Gehorsam nicht verbunden. Also Lyse — erheitre Dein Gesicht und gib mir einen Kuß!"

(Aus „Franz von Sickingen".)

Nicht minder ausgezeichnet sind die Gestalten alter bieder kerniger Ritter, deren Bolanden's historische Romane

ebenfalls eine große Auswahl aufweisen. Man nehme nur „Königin Bertha". Da haben wir den trefflichen Eckbert, den muth- und humorvollen Volksbrand, den kernigen Rachmund, und ihn nicht zu vergessen, obgleich er eigentlich den Rittern nicht beigezählt werden darf, den ausgezeichneten Abt Stephan. Den Männergestalten in den in der Gegenwart spielenden Romanen vermag man ein gleiches Interesse nicht abzugewinnen. Zwar finden wir auch hier treffliche Charaktere in Menge, aber sie sind meist angekränkelt von der Bläße des Gedankens. Sie unterbrechen stets den Fluß der Erzählung durch seitenlange religiöse und politische Gespräche und Disputationen, scheinen überhaupt nur da zu sein, Versikel für die Gedanken und Ansichten des Dichters zu werden. Das ist in ästhetischer Beziehung sehr zu bedauern, denn, wie ein competenter Kritiker (Keppler, Tübingen) in Nr. 7 der „Literarischen Rundschau" von 1879 sagt: „Es hat lange gebraucht, bis man unserer katholischen Romanliteratur die Wahrheit zum Bewußtsein gebracht hat, daß nicht jene Romane die Besten seien, die dem Leser gleichsam mit jedem Satze ihre katholische Tendenz in's Angesicht blasen, sondern diejenigen, welche die gute Richtung und der gute Zweck wie die unsichtbare Luft still und heimlich umweht. Denn jenem Wind wird das Gesicht sich bald abwenden, diese Luft aber hat der Leser eingeathmet, ehe er es merkt." Und ähnlich sagt der „Handweiser" in Nr. 44 vom Jahre 1866: „Es kommt uns immer ein gelindes Frösteln an, wenn wir in einem poetischen Kunstwerke lange Unterredungen über Vogt, Moleschott und Czolbe, über Sybel's historische Zeitschrift und dergl. auch nur sehen. Zudem sind derartige Auseinandersetzungen gar nicht des Verfasser's Stärke."

Dazu kommt, daß uns Bolanden in den in der Neuzeit spielenden Romanen nicht lebenswahre Gestalten vorführt,

sondern, wie der „Handweiser" in Nr. 26 von 1864 sagt: „Carricaturen, die uns stoßen". Grund genug, diese zur Beurtheilung nicht heranzuziehen und uns nur an den „historischen Bolanden" zu halten.

Von Bolanden's Frauencharakteren läßt sich nicht so viel sagen. Es ist des Dichters Stärke nicht, der Frauen Gemüth und Neigungen zu ergründen und dichterisch zu veranschaulichen, sein kräftiger Geist hat weit mehr Gefallen an streitbaren Männern. Die Ritterfräulein haben keine Ader von dem, was man in Romanen gewöhnlich zu finden pflegt, sie leben zurückgezogen und treten wenig in den Vordergrund. Immerhin aber sind einzelne unter diesen von hohem Reiz. Ethelinde und Irmensinde in „Königin Bertha", Gisela von Hohenfels in „Luthers Brautfahrt" sind meisterhafte Figuren.

In den Nebenpersonen hat Bolanden eben keine große Auswahl. Einzelne Gestalten aber sind vortrefflich. So namentlich die Landsknechte, die Vertreter der alten unbändigen Kriegskunst. Wehe dem, der ihnen in die Finger geräth, für seine Knochen kann Niemand Garantie übernehmen! Und alle Volksscenen, so namentlich in „Königin Bertha", „Canossa" und „Barbarossa", sind ausgezeichnet.

Gegen die Weise, wie Bolanden seine Personen schildert, kann nichts eingewendet werden. Fern von jenen abstracten Aufzählungen, welche die Mehrzahl unserer Romane so unausstehlich machen, entfaltet er künstlerisch die Charaktere nur durch die Reden und Handlungen der Personen, und verschmäht es, ein ergänzendes Wort hinzuzufügen. Er charakterisirt auch nicht durch geschickte Anbringung einer Fülle von einzelnen Zügen, sondern in großen Umrissen. Er zeichnet in einer für die Phantasie sehr anregenden Weise, er setzt die Einbildungskraft des Lesers in lebendige Bewegung, und diese fügt unwillkürlich das Fehlende hinzu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Vorzug Bolanden's kann nicht hoch genug angeschlagen werden; er beweist, welch ein Talent in ihm verborgen liegt, obgleich dasselbe einer ruhigen Durchbildung dringend bedürftig ist. Mit welcher Plastik tritt nicht Heinich von Windstein's Gestalt hervor!

Das Seelenleben, ich meine das Walten mächtiger Leidenschaften, wird in Bolanden's Romanen nur sehr oberflächlich berührt. Tiefe, das ganze Wesen eines Individuums aufregende, innere Kämpfe haben wir fast nirgends. Die auftretenden Personen haben die Zeit der Charakterbildung hinter sich, sie sind in sich fertig, es sind nur noch äußerliche Ereignisse, welche ihre Empfindungen erregen können. Auch handelt es sich in der Mehrzahl der Bolanden'schen Romane nicht um den Kampf widerstrebender, mächtiger Leidenschaften, sondern nur um Befriedigung starker, auf greifbare Ziele gerichteter Begierden, z. B. nach Macht, Länderbesitz, Alleinherrschaft. Diesen Begierden tritt natürlich der Wille entgegen, das Besitzthum zu behaupten, daher entstehen gewöhnlich Conflicte, welche nur auf dem Schlachtfelde ihre Lösung finden können. Nie kommt eine Empfindung mit einer andern gleich mächtigen in Conflict; nirgends ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe, oder Ehre und Liebe, oder Pflicht und Ehre; nirgends jenes gewaltige Stürmen der Leidenschaft, welche Himmel und Erde in Bewegung setzt, um den Gegenstand ihrer Glut zu gewinnen; nirgends jenes widerspruchsvolle Auf- und Niederwogen des Gefühls, der Sehnsucht, des Bangens, des Hoffens — immer nur der eiserne Wille, welcher sich an einem andern stößt, immer nur Conflicte, welche nur durch die Waffen der Kriegsknechte und die Kugeln der Kanonen gelöst werden können.

Das zu schildern ist Bolanden der Meister. In „Barbarossa" sehen wir eines der grandiosesten Trauerspiele der Weltgeschichte sich entwickeln, die Zerstörung des mächtigen

und stolzen Mailands durch Kaiser Friedrich I. In umfangreichen, farbenprächtigen Gemälden gleitet der großartige Kampf zwischen Kaiser und Papst vor unsern Augen vorüber. In „Königin Bertha" schildert er den Kampf Heinrich's IV. gegen die Macht der sächsischen Herzoge. Zugleich treten schon die Anzeichen der späteren Conflicte des Kaisers mit der Kirche deutlich hervor. In „Canossa" sehen wir den Streit offen entbrannt. „Hie Papst, hie Kaiser", ist das Losungswort. Mit sicherer Hand entwirft Bolanden ein umfangreiches, echt dichterisches Bild des denkwürdigsten aller weltgeschichtlichen Kämpfe. „Franz von Sickingen" und „Luther's Brautfahrt" führen uns in das Zeitalter der Reformation. Absonderliche Schwärmer und wunderliche Heilige, aufrührerische Bauern und entsprungene Mönche, rauchende Klöster und zuckende Leichname — bilden die schauerliche Staffage des personenreichen, farbensatten Gemäldes, dessen Mittelpunkt Luther und Sickingen abgeben. Die „Bartholomäusnacht" zeigt uns die Bluthochzeit vom 25. August 1572 in ganz neuer Beleuchtung. Die französische Revolution von 1789 und der heldenmüthige Kampf der Vendée gegen die republikanischen Gewalthaber bildet den Inhalt von „Bankrott".

Ueberall folgt der Dichter in seinen historischen Romanen dem Faden der Geschichte. Von einer romanhaften Verschlingung der Begebenheiten, von einer Verwickelung und demgemäß auch von einer Lösung ist selten die Rede. Auch fehlt es der Haupthandlung an Mannichfaltigkeit. Manche Begebenheiten wiederholen sich. Friedrich's Zug nach Schlesien und die Manipulationen seiner Agenten haben viele Aehnlichkeit mit dem Zuge Gustav Adolf's. Bolanden mag selbst gefühlt haben, daß seine Romane durch ihre Haupthandlung das Publikum nicht immer fesseln würden; er ist deshalb darauf bedacht gewesen, eine Fülle interessanter

Einzelheiten hinein zu verweben und so den Hauptstamm mit grünem Epheu zu umranken. Die meisten dieser anziehenden Scenen hängen mit der Liebesgeschichte zusammen, welche in Bolanden's Ritterromanen nie fehlt und in „Gustav Adolf" vorzüglich durchgeführt ist.

Außerdem bieten selbstverständlich die Wechselfälle des Krieges eine bunte Fülle anziehender Scenen. Und diese in höchst anschaulicher Weise darzustellen: darin besteht hauptsächlich mit Bolanden's Stärke. Mag er den Kampf des Einzelnen gegen einen Einzelnen, des Einzelnen gegen Viele, der Masse gegen die Masse; mag er eine Belagerung, ein Turnier, eine Schlacht vorführen, oder Lagerscenen, Zechgelage — immer ist die Darstellung von packender Gewalt. Wahre Meisterstücke dieser Art sind die Kämpfe Siegfried's von Landeck und Heinrich's von Windstein, die Belagerung Mailands und Magdeburgs, das Turnier in „Königin Bertha", die Schlacht bei Breitenfeld und die prächtigen Lagerscenen in „Gustav Adolf". Der Genuß, den diese Schilderungen dem Leser bereiten, läßt ihn über viele Unebenheiten hinwegsehen. Man lese nur z. B. folgende Scene aus „Barbarossa", welche die Abbitte der Mailänder zum Gegenstande hat:

„Von Mailand herüber nahten langsam und traurig, wie beim Grabgeleite, die dunklen Massen des Volkes. Voran die Consuln nebst vierhundert Edlen, alle barfuß, Asche auf dem Haupte und Stricke um den Hals, — ihre Ohnmacht und knechtische Unterwerfung auszudrücken. An langen Schaften ragten die Fahnen der verschiedenen Abtheilungen und Stadtviertel empor. Schlaff hingen sie herab, von keinem Lufthauche belebt, gleichsam trauernd über Mailands hartes Geschick. Einige Consuln trugen auf blauen Sammtkissen die Schlüssel der Stadtthore, sowie der Burgen des Freistaates, um sie dem siegreichen Kaiser zu übergeben. In langgezogenen hinsterbenden Trauertönen und dumpfen, klanglosen Schlägen begleiteten Posaunen und Trommeln den Auszug. Manchmal schwiegen auch diese, und man hörte aus den Gassen der Stadt herüber Trauerlieder und Bittgesänge, wie solche das Volk bei

schweren Unglücksfällen anzustimmen pflegt. So bewegten sich die Tausende heran, stumm, niedergeschmettert, klagend, wie ein zum Tode verurtheiltes Volk. Auch der Himmel begann zu trauern; denn schwarze Wolkenmassen verhüllten die Sonne, und eine matte, niederdrückende. Luft lag über der Landschaft. Sogar die prunkenden Reihen der Sieger beschlich Wehmuth beim Anblicke des tapferen, tief gedemüthigten Feindes. Nur dort, wo italienische Hilfstruppen standen, gab es schadenfrohe, höhnische Gesichter und beißende Bemerkungen.

Die Consuln langten eben vor der Bühne an und blieben stehen. Dieses Stillstehen pflanzte sich fort von Glied zu Glied, von Reihe zu Reihe, bis hinüber nach Mailand, wo man noch fortwährend aus dem Thore zog. Unbeweglich hielt die Masse. Nirgends ein erhobenes Haupt; das stolzeste hatte Scham und Verzweiflung niedergedrückt. Ueberall Asche, Stricke, Bußgewänder! Trommeln und Posaunen schwiegen, nur aus der Veste klang es wie Todtengesang: „Kyrie eleison, — Kyrie eleison!“ Es hatte den Anschein, als wolle ein ganzes Volk nicht vor einem Menschen, sondern vor Gott für begangene Frevel öffentlich Abbitte leisten. Zuweilen fuhr es laut und schmerzlich aus irgend einer gepreßten Brust, ein Aufschrei der Verzweiflung, und tausendfaches Seufzen und Gestöhn bildete den Wiederhall, — wie letzter Lebenshauch eines dahinsterbenden Volkes.

Vom Kaiserzelte her schmetterten Fanfaren, — Barbarossa nahte. Immer näher rauschten die kriegerischen stolzen Klänge, ein schneidender Gegensatz zu Sack und Asche der Mailänder. Bald sah man den Staufer, hoch zu Roß, von sämmtlichen Fürsten umgeben, die Lagerstraße heraufziehen. Ungefähr dreißig Schritte vom Throne entfernt stiegen sie von ihren Pferden. Strahlende Kronen auf den Häuptern der Fürsten, reiche, blitzende Gewänder, in weiten Faltenschlägen die kräftigen Gestalten umrauschend, dazu der sprechende Ausdruck stolzen Selbstbewußtseins im Verhalten der Großen und gebietende Majestät in Friedrich's Blick und Haltung, endlich die weit hingestreckten unabsehbaren Linien des Heeres, — dies Alles verlieh dem Vorgange eine Pracht und Großartigkeit, wie es dem Herrn der Erde gebührte.

Endlos dahinbrausender Jubelruf der aufgestellten Heerschaaren begrüßte Kaiser und Fürsten. Friedrich saß auf dem hohen Sitze, die Fürsten hatten in schöner Ordnung auf den Stufen Platz genommen, und dennoch wollte die stürmische Begrüßung nicht enden. Der roheste Knecht empfand die Bedeutung des Schauspieles. Im Hochgefühle

schwoll ihm die Seele bei dem Gedanken, daß die Strahlen kaiserlicher Oberhoheit verherrlichend bis zu ihm herabdrangen. Er sah seinen Kaiser auf glänzender Höhe, unter ihm die prangenden Fürstenreihen, — zu seinen Füßen, in den Staub geschmettert, das trotzige Volk der Mailänder.

Aehnliche Betrachtungen mochten den Staufer beschäftigen. Wie Triumph und Sieg leuchtete es durch sein ernstes Gesicht. Man sah es ihm an: seine große Seele schwamm in einem Meere befriedigter Ehrsucht. Er sah von Rom bis hinauf nach Lübeck, — alle diese weiten Gebiete und reichen Länder mit ihren Millionen waren seinem Scepter unterworfen. Er spähte nach England, Spanien, Frankreich, und Griechenland, — Vieles blieb noch zu erkämpfen übrig. Lebhaft schwebte ihm das riesenhafte Ziel vor Augen: die erhabene Idee von des Kaisers Oberhoheit über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu verwirklichen. Nicht blos in Rang und Würde, auch in Herrschergröße und Machtvollkommenheit wollte er Carls des Großen Nachfolger sein. Mit solcher Lebhaftigkeit gab er sich dergleichen Betrachtungen hin, daß ihm die Einleitung zur Unterwerfung Mailands entging. Bereits hatten die Consuln dem Canzler die Schlüssel übergeben, schon hatten sie nebst den vierhundert Edlen den Treueid geleistet, und jetzt schreckte ehernes Gerassel den sinnenden Kaiser auf.

Jene Heeresabtheilungen nämlich, deren Reihen die Ebene in der Richtung vom Lager gegen die Veste durchschnitten, verließen ihren bisherigen Standpunkt und sprengten in östlicher Richtung davon, bis man in der Ferne ihre dunklen Linien die weite Fläche begrenzen sah. Hiedurch wurde der Raum zwischen dem Lager und der Stadt zur Aufnahme der Volksmasse völlig frei. — Diese begann sich in Bewegung zu setzen, wobei die Trommeln Trauermärsche schlugen, begleitet von den Klängen der Posaunen und Hörner. Sie zogen am Throne vorüber, Alle mit Stricken um den Hals, Kreuze in den Händen, Asche auf dem Haupte, Viele in grauen Bußsäcken. Sobald die einzelnen Abtheilungen vor den Thron kamen, legten sie Fahnen und Posaunen nieder und schwuren den Eid der unbedingten Unterwerfung. Sodann setzten sie ihren Marsch langsam und stille fort, nach dem Hintergrunde der vom Heere umstellten Ebene sich zurückziehend.

Dieser einfache Vorgang hatte, im Vereine mit dem Verhalten und Aussehen der Mailänder, etwas ungemein Erschütterndes. So oft die Posaunen zum letzten Male klangen und die Banner zur Erde niedersanken, hatte es den Anschein, als stiege eine Abtheilung des

mailändischen Volkes zu Grabe. Dieses Gefühl hatte die Besiegten lebhaft ergriffen. Die meisten weinten und schluchzten laut. Andere, welche der Linderung durch die Thränen ob der Größe ihres starren Schmerzes entbehren mußten, schritten in stummer Verzweiflung einher, das todesblasse Gesicht zu Boden gesenkt. — Sogar die Fürsten weinten. Nur Barbarossa blieb kalt und strenge. Strafenden Blickes schaute er nieder, als genüge ihm die schwere Sühne keineswegs für die an kaiserlicher Hoheit begangenen Frevel.

Das Volk war vorübergezogen, und bedeckte die weit ausgedehnte Fläche. Da nahte zuletzt, von sechs weißen Ochsen gezogen, das Carroccium, Mailands Fahnenwagen, eine merkwürdige Schöpfung des Erzbischofs Aribert. Auf einem Wagen, stark und groß, erhob sich ein gewaltiger Mast, dessen höchste Spitze der segenspendende St. Ambrosius, der Schutzheilige des Freistaates, krönte, Mailands Hauptfahne, sowie alle Banner der mit ihm verbündeten Städte, flatterten am Maste. Auf dem mit rothem Tuche behängten und prachtvoll ausgestatteten Wagen standen zwölf Krieger mit Helmen, Brustharnischen und scharlachrothen Waffenröcken. Ebenso waren die Ochsenführer in schreiendes Roth gekleidet. Am Hintertheil hing die Kriegsglocke, an der entgegengesetzten Seite erblickte man den erhöhten Sitz des Priesters, welcher das Carroccium zu begleiten pflegte. Den übrigen Raum hatten Trompeter und Feldscheerer besetzt, alle in bunter Tracht.

Bei Kriegszügen bildete das Carroccium den Mittelpunkt aller Bewegungen. Vor seinem Gebrauche wurde es feierlich eingeweiht; von ihm aus ergingen alle Befehle, wurden alle Kriegszeichen gegeben. Es trug die Hauptfahne auf schwindelnder Höhe, weithin sichtbar, Allen das Zeichen der Sammlung, der Richtung und Ermuthigung. Bis zum Tode das Carroccium zu vertheidigen, war Allen strenge Pflicht. Es bildete gleichsam die Seele des Freistaates, es war der Sitz des Glanzes, der Ehre und des Ruhmes von Mailand.

Der Fahnenwagen hielt jetzt dem Throne gegenüber. Die Stiere wurden ausgespannt; Alle stiegen ab. Bange Grabesruhe lag über der Volksmenge. Thränen in den Augen, blickten sie auf das Sinnbild ehemaliger Größe und Macht; auch dieser Rest verschwundener Herrlichkeit sollte nun vor Barbarossa's unerbittlicher Strenge vergehen. Viele ergriff Wuth und heftiger Ingrimm, indem ihre Blicke zwischen Friedrich und dem Carroccium wechselten. Da dröhnte lautes Krachen über die Ebene: der gewaltige Mastbaum war niedergestürzt, durch seine Wucht das Carroccium zerschmetternd. Weit hinaus flog

der segenspendende Ambrosius; zerrissen, im Staube begraben, lagen die Banner, klagend stürzte die Glocke vom Gestelle, und das vorher prächtige Ganze bildete jetzt einen wüsten Trümmerhaufen, — ein sprechendes Bild des untergehenden Mailands.

Im Volke brach der verhaltene Schmerz in Wehegeschrei aus. Viele rauften die Haare oder stürzten unter der Last des Wehes zu Boden, Andere standen erstarrt, bewegungslos, mit rollenden Augen und krampfhaft zusammengekniffenen Lippen.

Die Fürsten ergriff inniges Mitleid. Alle weinten. Der Staufer allein bewahrte die eiserne Strenge. Während Heinrich dem Löwen Thränen über den Bart herabrollten, und sein ausdrucksvolles Mannesgesicht wie ein Spiegel den namenlosen Schmerz des niedergetretenen Volkes wiederstrahlte, saß Friedrich theilnahmslos, in furchtbarer Ruhe. Das Bewußtsein beleidigter Herrlichkeit hielt jede milde Regung nieder.

Gleich meisterhaft sind die Schilderungen der Natur und des Schauplatzes. Bolanden beschreibt nicht gern, er weiß, daß in der Poesie die Handlung, die That das Wesentliche ist und demgemäß sind seine Schilderungen knapp, aber kräftig. So beschreibt er in „Königin Bertha" eine Burg folgendermaßen:

„Die Burg ruhte auf einem riesenhaften, die äußerste Spitze des hohen Berges krönenden Felsblock. Finsteres Tannengehölz umgab den Kegel, und leckte mit seinen spitzigen, schwarzen Zungen am Felsen empor. Ohne den freien Ausblick zu hindern, erhöhte der düstere Forst nicht wenig den kühnen Ausdruck des ungemein festen Grafensitzes. Gegen Osten hingen kleine Söller am Gemäuer, deren runde Fensterscheiben freundlich in das prächtige Rheinthal hinabblitzten. Um luftige Fenster kroch dunkelgrüner Epheu, kühn und verwegen bis zu den Zinnen hinaufkletternd. Der westliche Bergtheil lag in trüben Schatten, und trotziger stiegen hier die runden schlanken Thürme gegen Himmel.

Bolanden's Stil ist in seinen älteren Romanen kräftig, prägnant und feurig. Er tänzelt nicht wie ein leichter Zelter, sondern stampft wie ein muthiges Streitroß. Zierliche Wendungen, verschönernde Adjective, süße Schmeichelworte sucht man bei ihm vergebens, wohl aber die Wortmacht

des Zornes, das Pathos der Entrüstung, den Nachdruck moralischer Hoheit.

Leider kann ich nicht schließen ohne einen Tadel:

Bolanden vermeidet es in seinen letzten Romanen nicht, Ausdrücke zu gebrauchen und Scenen auszumalen, die jedes zarte Gefühl beleidigen müssen. Mit Recht tadelte Herr Pfarrer Dr. Schulte im „Literarischen Handweiser" die widerlichen Scenen in „Urdeutsch" auf's Nachdrücklichste, und die „Kölnische Volkszeitung" sagt bei Besprechung der „Bartholomäusnacht" in Nr. 148 III. Blatt von 1879: „Es ist überhaupt zu bedauern, daß Bolanden kein Buch schreiben kann ohne eine vereinzelte Stelle, die im Interesse seiner Leserinnen und jugendlichen Leser besser herausbliebe."

Heinrich Conscience.

Heinrich Conscience ist einer der populärsten Romanschriftsteller des Continents. Er gehört nicht mehr seinem Vaterlande allein, er gehört dem ganzen civilisirten Europa. Deutschland besitzt eine Auswahl seiner Erzählungen in sechszig Bändchen und außerdem mehrere Uebersetzungen einzelner seiner Werke; Italien hat schon früh mit einer italienischen Ausgabe seiner gesammelten Werke begonnen; in England ist er nicht minder beliebt; im Nachbarland Frankreich hat Michel Levy eine ganze Reihe seiner Erzählungen zu äußerst billigen Preisen publicirt. Ebenso hat sich Böhmen, Polen und Dänemark bald des ausgezeichneten Erzählers bemächtigt; und in seinem Vaterlande selbst ist er der Abgott des lesenden Publikums.

Wenn ich sage: sein „Vaterland", so meine ich nicht das ganze Belgien; ich habe dabei überhaupt einen von politischen Grenzen umzogenen Landstrich nicht im Auge, sondern jenen leicht abzuzeichnenden Theil Belgiens, in welchem die Handlung der meisten seiner Erzählungen spielt: den Strich von Ostende bis Dendermonde mit Gent und Brügge als Hauptstädten gedacht. Hier ist noch der unverfälschte Vläminger zu finden mit seinem kühnen energischen Geiste, seinen einfachen alten Sitten und seiner geliebten flandrischen Sprache. Die so oft wechselnde Herrschaft der Franzosen, Spanier und Deutschen und selbst der stets so

mächtige, durch Handel und Verkehr leicht auszuübende französische Einfluß hat nicht vermocht, den Flandern etwas von ihrer Eigenart zu rauben. Nur tritt sie jetzt, wo die politischen Verhältnisse ihres Landes ganz andere sind als vor Jahrhunderten, nicht so sehr in den Vordergrund. Damals war es, sagt Conscience mit Stolz im „Bürgermeister von Lüttich", ein „Land ohne Knechte und Sklaven, ein Land, wo jeder Bürger, sei er Ritter oder Handwerker, sein eigen Recht genießt und nicht der Spielball der Mächtigen und Großen ist, wo selbst der Fremdling, er sei wer er wolle, sobald er dessen unabhängigen Boden betritt, ausrufen kann: ‚Ich bin ein freier Mann.' Eifersüchtig wachten die flandrischen Männer über das Palladium ihrer Freiheit, und wenn ein Monarch wagte es anzutasten und „einen Funken von Zorn in ihre Brust geworfen hatte, dann bedurfte es nicht viel Zeit, dieses Gefühl zu einem wilden und verheerenden Feuer zu entflammen. Die Männer, welche den ganzen Tag mit bloßer Brust und bloßen Armen das glühende Eisen hämmerten oder die Felsen des Muttergebirges durchwühlten und den versteinerten Feuerstoff der düsteren Erde entrückten und alle Tage mit der rauhen Natur im Kampfe lagen, die Männer mußten von zornigem Gemüthe, im Streite heftig und in ihrem Hasse unerbittlich sein."

Conscience's lebendiger Patriotismus führte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf vaterländische Stoffe. Er würde es für eine Sünde gehalten haben, dem Vorgange deutscher Romanschriftsteller zu folgen, die so oft und gern die Handlung in fremde Länder verlegen oder Fremdlinge als Helden einführen. Flandern mit seinen großen Städten Gent, Brügge, Antwerpen ist der Schauplatz und Flandern sind die Helden. Die großen Momente aus dem jahrhundertelangen Kampfe seines Volkes um die Freiheit gegen fremde Unterjocher oder heimische Tyrannen hat er in prächtigen

Gemälden ihm vorgeführt. Was in trockener Berichterstattung die Chroniken von den nationalen Helden meldeten, beseelte er mit der Kraft eines wahrhaften Dichters und gab dem Verschwommenen, Nebelhaften feste künstlerische Gestaltung.

Echter Patriot und echter Dichter — eine solche Mischung edelster Eigenschaften wird den Günstling der Musen immer zu einem Liebling des Volkes machen. Denn der von ihm gewählte Stoff wird von vornherein dem Volke sympathisch sein, und die dichterische Kraft der Darstellung wird ihn in seinem Gedächtnisse verewigen.

Das hat Conscience mit dem selten fehlgreifenden Tacte des echten Dichters erkannt und danach seine Wahl getroffen. Er bleibt bei der Wirklichkeit immer und überall. Das Thatsächliche, das sozusagen mit Händen Greifbare blieb stets seine Fundgrube. Für Gefühlsschwärmereien, sentimentale Ergüsse, romantische Liebesabenteuer hat er nicht das mindeste Verständniß, er ist in dieser Beziehung ein durchaus rusticaler Poet. Und doch kennt sein Herz die echte große Begeisterung, die kein Ende sieht in ihrer Hingabe an eine erhabene Sache; und doch besitzt er ein tiefes glühendes Gefühl, das, um geweckt zu werden, freilich anderer Ursachen bedarf als des Seufzens zweier Liebenden. Und wo dieses innere Feuer einmal durchbricht, da haben wir Großartiges zu erwarten. Ich erinnere nur an die geradezu meisterhaften Scenen in „Jacob van Artevelde", an die das Gemüth auf's Tiefste berührenden Schilderungen menschlichen Elends, wie sie in so vielen kleineren Erzählungen des Dichters gegeben sind.

In dieser Beziehung nährt sich Conscience dem großen Schotten, wenn er auch an Talent ihm nicht ganz gleichsteht. Auch Scott verschmähte es, das romantische Element der Liebe in umfangreicher Weise zu verwenden; dafür bot

er aber dem Leser großartige historische Perspectiven, brillant gezeichnete Charaktere und treue Bilder aus vergangenen Zeiten. Ob unserm Conscience der große Waverley-Erzähler zum Vorbild gedient hat, wissen wir nicht anzugeben, es scheint aber. Denn auch er liebt es, die historische Situation mit aller Behaglichkeit auszumalen, und verweilt mit liebevoller Gründlichkeit bei den Schilderungen des buntbewegten Volkslebens.

Das Alles aber würde nicht genügt haben, ihm so rasch und allgemein die Gunst des Volkes zu erwerben, wenn nicht ein gutes Erzählertalent ihn in hervorragender Weise auszeichnete. Geschichten erfinden ist seine Stärke nicht — man sieht es den historischen Romanen an, wie wenig sie ausmachen würden ohne die gegebenen Thatsachen; man merkt es der fingirten Handlung an, daß sie mit Mühe zusammengesetzt ist — aber gebt ihm einen Stoff, er macht etwas Ordentliches daraus; er ist mit allen Werkzeugen ausgerüstet, nur das Material müßt ihr ihm schaffen. Material lieferte ihm aber in Fülle die viel und wild bewegte Vergangenheit seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinab, und hier hat er sein Bestes geleistet. Wenn ich in erste Linie den „Löwen von Flandern" stelle, so habe ich wohl Widerspruch nicht zu befürchten; denn dieser Roman begründete den Ruf unseres Dichters und ist ein Lieblingsbuch des Volkes, namentlich der reiferen Jugend geblieben. In dieser Dichtung zeigt sich der ganze Conscience.

Die Handlung spielt im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und dreht sich um den Kampf der vereinigten flandrischen Städte gegen die französische Usurpation durch Philipp den Schönen. Zuerst führt die reiche und mächtige Stadt Brügge unter Leitung Deconinck's den Kampf allein, später theilt sich der Geist des Widerstandes dem ganzen

Lande mit, und die Franzosen unterliegen. Wir haben es hier mit einem historischen Romane höheren Stils zu thun. Das eigentliche novellistische Element fehlt, die echt dichterische Darstellung jenes, trotz seiner geringen Dimensionen gewaltigen Volkskrieges nimmt den größten Raum ein. Eine romanhafte Verwicklung der Begebenheiten vermissen wir ohne Bedauern, weil die Ereignisse auch ohne diese unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Wir sehen, wie einem energischen Volke, dem seine Freiheit und seine Rechte zum Lebenselement geworden sind, beide verkümmert werden durch fremde Tyrannei; wir sehen, wie es im Volke gährt und glüht, welche Massen von Zündstoff sich aufhäufen und eines Funkens bedürfen, um verheerend jede Schranke zu zersprengen; wir sehen endlich die gewaltige Explosion selbst, die das große französische Reich in seinen Grundvesten erschüttert und dem Gewaltigen unwiderstehlich die bittere Lehre aufdringt, daß der Raub an der Freiheit eines Volkes nimmer ungerächt bleibt. Was sind es aber auch für Männer, die Conscience uns als Führer des Volkes vorstellt! Deconinck, Breydel und „der Löwe von Flandern" sind Gestalten, die man nicht wieder vergißt; denn der Dichter hat sie unserer Phantasie mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Jan Breydel, der streitbare Vorsteher der Schlächterzunft, ist eine Prachtgestalt, die sich den besten Scott'schen kühn an die Seite stellen darf. Ein Riese an Körperkraft, hat er ein wildes, feuriges Gemüth, dem Kampf und Krieg liebste Beschäftigung sind. Große Geduld ist seine Tugend nicht; es geht ihm Alles zu langsam in der Politik, er meint stets mit seinen wuchtigen Fäusten oder dem todbringenden Beil die Entscheidung herbeiführen zu müssen und zu können. Er hat deshalb beständig Differenzen mit seinem Freunde Deconinck, dem Vorsteher der Weberzunft, der zu den Diplomaten gezählt werden muß. Er ist ein kalt und umsichtig

berechnender Geist, der gern den Kriegspfad verläßt, wenn dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen ist. Wenn es aber sein muß, so steht er an Tapferkeit hinter Keinem zurück, selbst hinter seinem Freunde Breydel nicht, der ihn nur durch sein kühnes Ungestüm übertrifft.

Der Titelheld, Robert von Bethune, genannt „der Löwe von Flandern", ist nicht eigentlich der Held des Romanes. Er spielt zwar in der Schlacht bei Courtray eine entscheidende Rolle, tritt im Uebrigen aber bei den Kämpfen um Flandern's Unabhängigkeit sehr wenig in den Vordergrund; die Handlung spielt sich mehr um ihn als durch ihn ab. Die Städte kämpfen für ihn, der in französischer Gefangenschaft schmachtet. Trotzdem aber imponirt Robert von Bethune durch sein echt ritterliches Wesen, seine Tapferkeit und körperliche Stärke. Jene Scene, wo er seine Tochter aus den Händen einer weit überlegenen Anzahl französischer Ritter befreit, ist ausgezeichnet. Das flandrische Volk setzt auf ihn sein ganzes Vertrauen. „Vlanderen den Leeuw! Wat walsch is, valsch is! Slaet all dood!" lautete der fürchterliche Schlachtruf der vlämischen Männer.

In zweiter Reihe ist „Jacob von Artevelde" hervorzuheben. Der Titelheld, ein Weber von Gent, befreit durch die Künste der Diplomatie und die Tapferkeit der Flandern sein Vaterland von dem Einflusse Frankreichs; bringt die verschiedenen Gaue in ein staatlich gegliedertes Ganze und Handel und Gewerbe zu hoher Blüthe. Groß und mächtig steht er da, bis er, Dank den kleinlichen Anfeindungen seines Gegners Geraert Denys sein Leben lassen muß.

Jacob von Artevelde ist eine Gestalt von tragischer Größe. Volksgunst bringt ihn auf den Gipfel der Macht, Fürsten und Könige achten ihn als Ihresgleichen und unterhandeln mit ihm — und eben dieser große Mann muß untergehen durch den Haß Jener, denen er sein Leben und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine beste Kraft unabläßig gewidmet. Elender Neid stürzt ihn, in dessen hoher Seele nimmer ein niedriger Gedanke Platz finden konnte, dessen einziges Ziel das Gedeihen seines Vaterlandes war, dem er opferwillig Alles hingab.

Wiederum fehlt die künstliche Verschlingung der Begebenheiten. Die Liebe Lieven's, Jacob's Sohnes, zu der schönen Veerle, Denys Tochter, allein bringt einige affectreiche Scenen hervor. Wäre Conscience nicht ein Dichter, dem das innere Leben immer etwas fern gelegen, er würde aus der Zuneigung der beiden jungen Leute weit mehr haben machen können. Veerle, die Tochter jenes intriguanten Nebenbuhlers Jacob's liebt den Sohn des berühmten Volksmannes, und Lieven ist ihr herzlich zugethan. Die Liebe zu Veerle und wiederum zu seinem Vater mußten in der Seele des jungen Lieven einen Conflict erzeugen, der dichterisch recht wirksam hätte ausgenutzt werden können. Aber Conscience geht ihm sozusagen aus dem Wege, er deutet den Seelenzustand Lieven's mit wenigen Worten an und verschmäht die Ausarbeitung.

Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Prächtig sind Muggelin, König der gefürchteten Ribauden, Geraert Denys und seine Frau und so mancher Mann aus dem Volke. Die Schilderungen des Volkslebens sind lebendig und fesselnd. Es verdient besonders die Geschicklichkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher unser Dichter die Volksmassen in Bewegung zu bringen versteht. Das wickelt sich alles so glatt ab, als habe der Dichter vorher einen sauber und genau ausgearbeiteten Feldzugsplan entworfen.

Als dritten großen historischen Roman nenne ich „Clodwig und Clotilde", der im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts spielt. Hier haben wir zum ersten Male eine streng künstlerische einheitliche Composition, mit stetigem Fortgang der einen Haupthandlung und gewandtem Eingreifen

der Episoden. Der Inhalt ist in kürzesten Umrissen folgender. Clodwig, Herzog der Franken, verlobte sich mit Luitgard, Tochter des Herzogs Rangenher, bricht dann aber das Verlöbniß, um sich mit Clotilde, Tochter des Königs Hilprich von Burgund, zu vermählen. Dieser Ehe entsprossen zwei Knaben, die Clodwig, bewegt durch die Bitten seiner Gattin Clotilde und seines vertrauten Freundes Aurelian, Christen werden läßt. Luitgard sieht aus der Ferne mit finsterem Ingrimm das Glück des ihr verhaßten Weibes und läßt durch ihren vertrauten Vetter Siegebald eines der Kinder vergiften. Der Urheber der Schandthat bleibt geheim, Clodwig aber glaubt, die Götter hätten es ihm genommen, um für die Taufe seiner Kinder Rache zu nehmen. Schwermuth umnachtet seinen Geist, und diese Zeit benutzt wiederum Siegebald, um Zwietracht zwischen den beiden Gatten zu säen, und zwar versucht er Clodwig eifersüchtig auf Aurelian zu machen. Wohl gelingt ihm das für einige Zeit, dann aber zeigt sich klar Aurelian's Unschuld. Besser gelingt indessen ein neuer Anschlag, als Clodwig in den Krieg gezogen. Siegebald ahmt Clodwig's Handschrift nach und schreibt in dessen Namen einen Brief an Aurelian, des Inhalts, er solle mit Clotilde nach einem bestimmten Hause entfliehen, weil ihnen fern von ihm Gefahr drohe. Aurelian reist sofort mit Clotilde ab, ist aber kaum mit ihr in dem Waldhause angelangt, als Clodwig hereinstürzt. Aurelian fällt unter einem Beilhiebe des wüthenden Mannes — ehe er aber auch gegen seine Gemahlin das tödtliche Eisen erhebt, fällt sein Blick auf den offen auf dem Tische liegenden Brief, welcher seine Handschrift trägt. Nun steht die ganze Truggeschichte klar vor seinen Augen. Aurelian ist glücklicherweise nicht todt, er genest und lebt danach noch lange Zeit vereint mit beiden Gatten. Clotilde hat aber noch das Glück, mit ihrem Gemahl zu demselben Gotte beten zu können.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um diese drei großen historischen Romane gruppiren sich eine Reihe kleinerer Erzählungen derselben Gattung: „Das Wunderjahr" (1566), welches die Schreckensherrschaft der Spanier in Antwerpen und die gleichzeitige religiöse Erhebung schildert; „Batavia" (1618), das den heldenmüthigen Kampf der holländischen Faktorei gegen die Uebermacht der Japanesen zum Gegenstand hat; „Der Bauernkrieg", „Bella Stoch", „Simon Turchi oder die Italiener in Antwerpen", sowie schließlich „Der Bürgermeister von Lüttich". Letztere Erzählung ist unter den eben genannten wohl die bedeutendste. Sie spielt im 17. Jahrhundert. Lüttich ist die glänzende Braut, um deren Besitz Spanien und Frankreich sich offen und heimlich mit allen Mitteln befehden. Graf Warfüzé spielt den Werber, doch wirbt er für Beide und nimmt von Beiden reichlichen Lohn, in Wahrheit aber arbeitet er für sich selbst. Bürgermeister Barnelle indessen behütet den ihm anvertrauten Schatz mit eifersüchtiger Wachsamkeit und bleibt in unwandelbarer Treue seinem Vaterland ergeben. Das ist sein Verbrechen und für dieses muß er sterben unter der Hand seines Widersachers Warfüzé.

Bei den Erzählungen aus dem socialen Leben findet sich besonders bestätigt, was wir über den Mangel an Erfindungsgabe gesagt haben; der Umfang all' dieser Dichtungen ist gering, die Handlung von größter Einfachheit. Dafür aber finden wir in diesen kleinen Erzählungen alle edlen Eigenschaften des Dichters in gleichsam condensirter Gestalt, namentlich tritt hier seine streng gläubige, echt katholische Gesinnung recht hervor. Und wenn ich beginne, die einzelnen Bändchen in rascher Reihenfolge an dem geistigen Auge des Lesers vorüberzuführen, mit welchem andern sollte ich beginnen als mit der weltberühmten Novelle, dem hohen Liede von der Armuth, mit „Der arme Edelmann"? Wohl kann es ein größeres Elend geben als uns hier in ergreifender

Weise geschildert wird, schwerlich aber kann das drückende Gefühl der Armuth bitterer empfunden werden als von dem armen Edelmann. Er ist reich gewesen und arm geworden; er ist arm und die Welt glaubt es nicht. Seine Sparsamkeit, seine Anstrengung, sich auf's Aeußerste einzuschränken, gilt der Welt als schmutziger Geiz. Und dieser Mann hat eine schöne Tochter, die von dem Neffen des reichen Deneker geliebt wird und dessen Neigung mit gleicher Innigkeit erwiedert. Mit heimlicher Freude und eben so großer Angst sieht der arme Edelmann zwischen den beiden jungen Leuten ein Herzensbündniß entkeimen, das seinem Kinde eine glücklichere Zukunft verspricht, als er sich je hatte träumen lassen. Aber mit Schrecken gedenkt er des Augenblicks, wo er, um seine Ehre zu retten, dem Oheim Gustav's seine Armuth enthüllen und vielleicht seines Kindes Elend besiegeln muß. Möglichst lange schiebt er den gefürchteten Augenblick hinaus. Höchst ergreifend ist das Diner geschildert, welches er dem alten Deneker und dessen Neffen giebt; höchst rührend die Anstrengungen des alten Mannes, noch einmal den alten Glanz seines Hauses zu zeigen und den Gästen zu imponiren. Der Leser fühlt mit dem armen Edelmanne die tödtliche Angst, als der joviale Herr Deneker Glas um Glas und eine Flasche nach der andern leert, während dem Freiherrn immer hohnlachend die kahlen Wände seines Weinkellers vor Augen stehen. — Aber das Schwerste kommt noch. Deneker hält für seinen Neffen Gustav um Leonorens Hand an. Jetzt muß es gesprochen werden, das gefürchtete Wort, welches dem alten Manne so lange schon auf der Zunge lag: „ich bin ein armer Mann". Deneker glaubt es nicht, und als ihm endlich die Beweise geliefert werden, stürmt er wüthend aus dem Hause, seinem Neffen den Besuch Vlierbeck's verbietend. — Mit dem Edelmanne geht es zu Ende. Es wird ihm Haus und Hof verkauft — ärmer als je ziehen Vater

und Tochter gebrochenen Herzens in die Welt hinaus, um sich das tägliche Brod zu verdienen. Leonore hat Gustav nicht vergessen, aber sie gedenkt seiner mit stiller Trauer. Indessen werden sie bald von ihren Leiden erlöst: der alte Deneker stirbt, und Gustav heirathet Leonoren.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich mager. Daraus aber kann man den Schluß ziehen, daß ein großer dichterischer Reiz über der Novelle ruhen muß, welcher ihr die besondere Stellung unter den Werken des Erzählers einräumt.

In einigen anderen kleinen Stücken tritt die Liebe als bewegendes Moment in den Vordergrund. In ausgezeichneter Weise in „Der Sohn des Henkers", in „Rikketikke-tak" und in „Der Rekrut". Letztere Novelle muß zu dem Besten gezählt werden, was Conscience überhaupt geschrieben hat. Ausgezeichnet in ihrem dichterischen Realismus ist die Scene, in welcher Trine an ihren Geliebten einen Brief schreibt und Vater und Mutter wechselweise dictiren. Auch hier ist die Handlung von größter Einfachheit: Jan muß Soldat werden und erblindet als solcher. Trine geht zur Garnison, bittet ihn los und führt ihn nach Hause. Auf dem Wege kommen sie in das Haus eines Doctors, und dieser heilt Jan — wieder aber nimmt der Reiz dieser einfachen, seelenvollen Charaktere und die Darstellung des Dichters den Leser gefangen.

Als dritte Gruppe der Conscience'schen Erzählungen möchte ich jene anführen, in denen er polemisirend gegen einzelne Richtungen der Neuzeit auftritt und alte Sitte und Einfachheit gegen nivellirende Neuerungen in Schutz nimmt. Zwei dieser Erzählungen verdienen alles Lob: „Baas Gansendonck" und „Siska von Roosemael". In beiden schildert er die Ueberhebung einfacher Leute über ihren Stand und die Folgen derselben in lebendiger Weise. Hierher kann auch „Das Goldland" gerechnet werden, in welcher Erzählung

drei Vlamings nach Kalifornien als Goldsucher gehen, um nach allerlei bitteren Erfahrungen eben so arm heimzukehren, wie sie gegangen sind.

Mit besonderer Heftigkeit wendet sich Conscience gegen den Geiz, der ihm als eine der hassenswerthesten Leidenschaften des Menschen erscheint. In abschreckender Weise schildert er in „Der Geizhals" und „Der Geldteufel" die Habgier — daß diese Darstellung aber dichterischen Reiz hat, wage ich nicht zu behaupten.

Ueberhaupt halten seine neueren Dichtungen einen Vergleich mit den älteren nicht aus. Die bei Conscience ursprünglich vorhandene Neigung zu Gräßlichkeiten hat sich im Alter bei ihm stärker ausgebildet, als es in einem dichterischen Werke der Fall sein darf.

Indessen hat Conscience das Recht, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er ist nun sieben und sechszig Jahre alt, hat ein Leben voll innerer und äußerer Erlebnisse hinter sich. Geboren wurde er am 3. December 1812 zu Antwerpen. Sein Vater, ein Franzose, hatte lange Zeit unter Napoleon gedient, kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, sondern heirathete eine Vlamländerin und blieb nach 1815 in Antwerpen als Schiffsbauer. Noch jung, verlor Conscience seine Mutter, und diese frühzeitige traurige Erfahrung war von großem Einfluß auf seinen Charakter. Er blieb ernst und in sich gekehrt, und dieser Ernst ist seinen Schriften anzumerken. Seinen Jugendgenossen blieb er fern, Bücher waren seine liebsten und beständigen Gesellschafter. Noch verschlossener wurde er, als sein Vater sich mit ihm in ländliche Einsamkeit zurückzog und ohne Freund und Diener ein freudenloses, schweigsames Dasein führte. Wenn der Vater, wie es häufig vorkam, in Geschäften abwesend war, widmete sich der junge Conscience ganz der Betrachtung der Natur und ihrem Studium. So vergingen drei Jahre. Dann

aber trat ein Ereigniß ein, das ihn in ganz andere Bahnen warf: sein Vater verheirathete sich wieder. Der Sohn machte der Stiefmutter Platz, um sich als Erzieher auszubilden. Die Revolution von 1830 vertrieb ihn indeß bald von seinen Büchern in die Reihen der Soldaten. Zehn Jahre lang trug er den Rock des Königs und erlangte in dieser Zeit eine gewisse Berühmtheit als Armeepoet. Als er aber den Dienst quittirte, stand er rathlos da wie zuvor, er suchte Arbeit und fand keine. Indessen schlug er sich mit Mühe durch. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße wandte er sich der vaterländischen Geschichte zu und gab die Erzählung „Das Wunderjahr" heraus. Die äußerst günstige Aufnahme dieses Werkes regte ihn zu Weiterem an, es folgte „Der Löwe von Flandern", der seinen Ruhm begründete und ihm ein anständiges Jahrgehalt von König Leopold einbrachte. Conscience's Leben lenkte nun in friedliche Bahnen; er lebt jetzt als Vorstand des Museums Wiertz in Brüssel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Franz Isidor Proschko.

Proschko hat ein bewegtes Leben und eine lange Schriftstellerlaufbahn hinter sich. Er wurde geboren am 2. April 1816 zu Hohenfurth in Böhmen als Sohn eines Justitiars. Nach vollendeten Gymnasialstudien begab er sich an die Universität Prag zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaft und übernahm dann in Linz die Civil- und Criminalamtspraxis, machte aber während dieser Zeit auch einen Lehramtscursus für erledigte Gymnasial-Professuren durch. Die Bekanntschaft des Polizeidirectors von Groff lenkte ihn jedoch in eine andere Carriere: er wurde 1842 Conceptspraktikant bei der Polizeidirection in Linz und 1848 Commissär. Während der Revolutionszeit war er eines der thätigsten Mitglieder und Sekretär des katholischen Central-Vereins, was ihm den Haß der Radikalen in reichem Maße eintrug. Das Jahr 1850 sah Proschko wiederum in einer andern Sphäre, als Concipist in der oberösterreichischen Statthalterei; ein Jahr später wurde er als Lehrer für deutsche Literatur am Gymnasium in Linz angestellt, nach einem weitern Jahre aber wieder zur Dienstleistung bei der Polizeidirection einberufen. Im Jahre 1857 promovirte er zum Doctor der Rechte. 1861 erhielt er seine Ernennung zum Obercommissar, kam als solcher 1865 nach Graz und 1867 in gleicher Eigenschaft nach Wien. Daselbst lebt er noch jetzt als kaiserlicher Rath und Polizeirath.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Musen ist Proschko während seines wechselvollen Lebens unveränderlich treu geblieben, er kann auf eine stattliche Reihe von Gedichten, Novellen, Romanen und einzelnen Aufsätzen zurückblicken. Auch wissenschaftlich war er unablässig thätig. Die Anerkennung für sein energisches Streben und seine vielseitige Thätigkeit ist ihm auch in reichem Maße zu Theil geworden. Im Jahre 1854 erhielt er von seinem Souverän das goldene Verdienstkreuz mit der Krone und die goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers. Zwei Jahre früher erhob ihn die Gießener Universität zum Doctor der Philosophie. 1868 erhielt er vom Kaiser die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und vom Großherzog von Hessen den Orden Philipp's des Großmüthigen.

Die Werke Proschko's sämmtlich hier aufzuzählen, kann nicht unsere Aufgabe sein, es möge genügen, die wichtigsten und bekanntesten seiner novellistischen Arbeiten anzuführen. Es sind dies: „Die Höllenmaschine (1854). Ein deutsches Schneiderlein (1856). Der Jesuit (1857). Eine Nadel (1858). Pugacew (1860). Ein böhmischer Student (1861). Der schwarze Mann (1867). Ein Hexenproceß (1866)." Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Sammlung „Oesterreichische Volks- und Jugendschriften", die in erzählend-beschreibender Form die glänzendsten Momente aus der Geschichte der Monarchie Habsburg behandeln. Proschko betont ausdrücklich auf dem Titel der zwölf Bändchen, daß sie zur Hebung der Vaterlandsliebe geschrieben seien. Das kann aber auch auf sämmtliche Werke Proschko's angewendet werden, denn ihr nationaler Gehalt ist eminent. „Kaiser und Reich" ist überall sein Wahlspruch. Mit inniger Freude verweilt er bei den zahlreichen glänzenden Episoden aus Oesterreich's Geschichte und malt sie mit lebendigen Farben aus; mit Rührung und Bewunderung gedenkt er der vielen

„hochedlen Regenten" seines „erhabenen Herrscherhauses", sucht deren Bild in den Herzen ihrer Unterthanen wieder zu beleben; stetig ist es sein Bestreben, das Wahrwort des ersten der deutschen Dichter zu exemplificiren, daß der Oesterreicher sein Vaterland liebe und auch Ursach' habe es zu lieben. Manchmal thut Proschko freilich auch des Guten zu viel. Anstatt nur das Quantum Geschichtliches dem Leser zu bieten, welches durch den Gang der Erzählung gefordert wird, zieht er bei jeder Gelegenheit den Sagenschatz seines Landes in die Darstellung hinein und vermengt vielfach Poesie und Mythe. Jeder Leser, der nicht, wie Proschko, Oesterreicher und Liebhaber österreichischer Urgeschichte ist, wird sich durch das Uebermaß gestoßen fühlen. Weise Beschränkung war hier dringend geboten. Ueberkochender Patriotismus ist nicht Jedem angenehm. Der Oesterreicher wird in dieser Beziehung nichts an Proschko aussetzen können; nur der Katholik wird einmal Gelegenheit haben, verwundert den Kopf zu schütteln. Der Katholik? Allerdings, denn wenn auch Proschko's Katholizismus über allen Zweifel erhaben ist, so wird doch eine Scene in „Pugacew" nicht verfehlen, den katholischen Leser unangenehm zu berühren. Ich meine die Scene, in welcher Lissabon durch jenes entsetzliche Erdbeben verheert wird und der Erzähler mit strafender Miene darauf hinweist, daß auch die eben versammelten Mitglieder der Inquisition von den zusammenbrechenden Gebäuden begraben werden. Unzweifelhaft war es des Dichters Absicht, den Finger Gottes erkennen zu lassen. Was aber haben die armen Jesuiten in Proschko's Romanen gethan, um solcher Strafe würdig zu sein? Nichts! Vergebens suchen wir nach einem schwerwiegenden Vergehen; im Gegentheil, das was die Jesuiten thun und planen, kann ihnen nur zur Ehre gereichen. Das betreffende Capitel des Romanes ist überschrieben: „Non plus ultra". Im Hause

der Inquisition hat sich jener mächtige Bund zusammengefunden, „welcher sich allmächtig dünkt durch das Band des gleichen Glaubens." Die Berathung dreht sich um den Kampf des Glaubens gegen den Geist des Jahrhunderts und um den Kampf gegen das Vorschreiten des russischen Kolosses. Ihr Zweck war, soweit sich bei Einzelnen unter ihnen nicht Ehrgeiz und Herrschsucht dazu gesellte, ein edler und heiliger, aber auch manche unter diesen Herren dünkten sich an dem „aufgegangenen Feste Allerheiligen selbst Allerheilige zu sein". In dem Augenblicke, wo der Vorsitzende das Kreuz erhebt und begeistert ruft: „In hoc signo vinces", bricht das Erdbeben los. Das Kapitel schließt mit einen Hinweis auf den Sturz der hoffärtigen Engel.

Eine solche Darstellung muß eigenthümlich berühren, einmal weil ein Katholik sie gegeben und zweitens weil sie durch nichts motivirt ist. Indessen hat Proschko an tausend anderen Stellen seine katholische Gesinnung glänzend bewiesen, sodaß wir obige Scene wohl auf Rechnung seiner überfliegenden Phantasie zu setzen haben.

Das Debet dieses Conto's wird überhaupt stark belastet. Proschko versteht es nicht, mit dem immensen Reichthum seiner Phantasie verständig hauszuhalten, von Rechtswegen müßte er für einen Verschwender erklärt und unter die Curatel des Verstandes gestellt werden; er giebt zuviel aus, kauft Sachen ein, die nicht die Hälfte das ausgegebene Geld werth sind; er unternimmt, und wirft sich mit glühendem Eifer auf das neue Unternehmen — mitten im Wettern und Wagen reizt ihn wieder ein anderes, er läßt von jenem ab, um dieses zu realisiren und so fort. Er vermag es nicht — um das Bild vom Kaufmann nicht zu Tode zu hetzen — er vermag es nicht, ruhig und besonnen ein wohlgegliedertes Ganze zu schaffen, bei welchem in organischem Wachsthum das Eine aus dem Andern hervorgeht, und in natürlichem Drange

Zweig an Zweig dem Stamme, Blatt an Blatt dem Zweige entsprießt. Von einer Haupthandlung, von einem Haupthelden, von planmäßigem Voranschreiten kann selten die Rede sein. Gewöhnlich bleiben die Personen, welchen wir im Anfange unsere ganze Theilnahme zugewendet haben, nicht auf dem Schauplatze; sie verschwinden, um Anderen Platz zu machen, von denen man wiederum nicht sagen kann, daß sie bis zum Fallen des Vorhanges auf der Bühne bleiben. Nebenhandlungen von geringer Bedeutung ragen dominirend hinein in die Ereignisse, welche man als Haupthandlung zu betrachten schließlich gezwungen ist. Nur hin und wieder taucht aus dem reißenden Strome von Begebenheiten eine von früher bekannte Person wieder auf. Fäden werden angeknüpft, um nicht weiter geführt zu werden. Und dabei fliegt die Handlung in unheimlichem Galopp vorwärts, wahre Harrassprünge werden gewagt, und der ängstliche Leser, zitternd an dem Autor sich festhaltend, muß nolens volens mit. Die Phantasie des Erzählers kennt keine Grenzen, keine Weiten; ein neues Kapitel — ein neuer Schauplatz; sind wir in diesem Kapitel in Europa, so finden wir uns im nächsten in Amerika; heute in Deutschland, morgen in Frankreich oder in Portugal, in Sibirien, in Spanien, in Oesterreich, in England, — überall ist der Dichter zu Hause, und er bedarf unglaublich kurzer Zeit, um von einem Lande in das andere zu gelangen. Es geht ihm in dieser Beziehung gerade wie dem mysteriösen Marquis Betmar, von dem er in „Pugacew" selbst sagt: (S. 207) „Der Portugiese, der bald im Süden, bald im Norden auftaucht." Auch die Grenzen der Zeit sind für ihn nicht vorhanden. Er überspringt mit größtem Gleichmuth eine Reihe von Jahren, um bei anderen Personen frischweg wieder anzuknüpfen. Ein solches Verfahren verdient entschiedenen Tadel. Der Dichter soll uns interessante Thatsachen in guter künstlerischer Form

bieten, er soll uns nicht abhetzen, sondern gleichmäßig anregend unterhalten."

Proschko hat sich eben nicht zu beschränken gewußt, sein Verstand ist dem eiligen Fluge seiner Phantasie allzu willig gefolgt. Stets in großen Zügen arbeitend, hat er das Kleine übersehen. Ungenauigkeiten und Wiederholungen waren die unausbleibliche Folge. So wiederholen sich Nebel- und Guckkastenbilder in „Höllenmaschine", „Jesuit", „Pugacew" und „Held von Trafalgar". Schlimmer noch ist die höchst tadelhafte Verwendung des Zufalls. Häufig sind Personen in Gefahr, zufällig kommt der Retter daher. In „Der Jesuit" wird ein Mann vom Wassertode gerettet durch einen Andern, der zufällig vorbei kommt und schnell in einen zufällig vorhandenen Kahn springt. Und so geht es sehr oft. Auf Rechnung dieser durch keine Schranke aufgehaltenen Phantasie sind auch die Bilder und Gleichnisse zu setzen, die vor dem prüfenden Verstande nicht Stand zu halten vermögen. So heißt es beispielsweise in „Der Jesuit" von Plachy:

„Also mochte der Weltheiland im Garten Gethsemane gestanden haben, da er der Rotte des Judas entgegentrat und das ruhige Wort aussprach: „Ich bin es".

Oder:

„Also saß der Heiland der Welten einst zwischen Maria und Martha; also lag einst zu seinen Füßen der Lieblingsjünger Johannes."

Das sind durchaus unpassende Vergleiche.

Proschko mußte seiner übermüthigen Phantasie Zügel anlegen, dann erst konnte der Leser von seinen Dichtungen den vollen Genuß haben. So aber hat er nur einen getheilten; nicht ganz kann er sich an Proschko's glänzendem Talent erfreuen. Denn in der That ist Proschko ein trotz seiner Mängel ausgezeichneter Erzähler. Eine fruchtbare

Phantasie, ausgezeichnete Erfindungsgabe und gutes Darstellungstalent sind ihm eigen. Er schildert in großen kräftigen Zügen, jede Detailmalerei verschmäht er. Mit wenigen Worten zeichnet er die Situation, den Charakter, die Handlung. Nie beschreibt er eine Person durch Aufzählung all' ihrer guten und schlechten Eigenschaften — er läßt den Charakter aus der Handlung selbst greifbar hervorgehen. Gerade dadurch erzielt Proschko große Effecte. Z. B. hat er in „Pugacew" die Entthronung Peters III. bereits geschildert, es handelt sich noch um sein klägliches Ende. Da heißt es denn:

„Nur seine Neger, seine Lieblingshunde, seine Violine, die Bibel und einige Romane" verlangte er von Katharina.

Aber die neue Kaiserin sandte ihm lieber einen ihrer Getreuen.

Am 14. Juli, oder 2. Juli nach griechisch-russischem Ritus, trat Alexis Orloff mit dem Offizier Tepeloff zu dem Kaiser ins Gemach. Peter empfing ihn freudig, denn der Graf kündigte ihm seine Befreiung an. Sie mußte nach russischer Weise sogleich durch einen Trunk guten Branntweins gefeiert werden.

Man setzte sich daher sogleich zu Tische. Branntweinflaschen und Gläser machten die Runde. Tepeloff begann nun mit dem Kaiser ein Gespräch, indeß schenkte Orloff diesem sein Glas mit Branntwein voll; der Kaiser leerte es auf einen Zug. Jetzt bot ihm Orloff ein zweites; da sprang der Kaiser, plötzlich Verrath merkend, wie ein Rasender empor. „Gift! Gift!" rief er mit fürchterlicher Stimme. „Milch! um aller Heiligen willen, bringt Milch!"

Aber die beiden Mörder erfaßten ihn jetzt, und nun begann ein Ringen zwischen diesen Männern, grauenhaft und schrecklich, wie der Kampf der wilden Thiere in der Arena. Peter III. rang um sein schwindendes Leben, Orloff und Tepeloff um den letzten Reif der Krone für Katharina II.

Fürst Baratinskoj, ein junger Offizier, welcher die Wache im Hause befehligte, stürzte über dies Gestöhne und Brüllen herbei, und war nun der Dritte im Bunde mit den Mördern Peter's, von denen Orloff den Kaiser zu Boden warf, während die andern Beiden dem unglücklichen Monarchen ein Tuch um den Hals schlangen und ihn erdrosselten . . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das ist lakonisch, der Lakonismus aber prägt der Phantasie des Lesers jene Scene weit schärfer ein, als eine Beschreibung vermocht hätte. So schildert Proschko immer. Auch bei Naturbeschreibungen, in denen er wirklich groß ist. Man lese nur die folgenden:

Ueber die Schneefelder der Hochkuppe des Wolgagebirges, an der Grenzscheide der beiden Welttheile Europa und Asien, zog in einem der strengsten Winter der ersten vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein leichter Windhauch; die Schneekörnchen ballten sich nicht, aber silberne Streifen erhoben sich von der Ebene und stiegen immer wirbelnder als eine dunkle graue Wolkenmasse auf. Sie lagen auf den höchsten Zinken des Gebirges gleich einem riesenhaften Ungeheuer der Urwelt, welches seine Arme weit hinausstreckt, unschlüssig, ob es in diesem oder jenem Welttheile niederfahren solle.

Jetzt begann der Wind zu heulen.

Die himmelhohen Eichen des Hochwaldes an der Abdachung des Gebirges rüttelte ein zeitweiliger furchtbarer Windstoß, und kalter Regen rauschte in kleinen Eisnadeln auf die gleichfalls beeisten Wipfel der Bäume nieder. Schwere Wolkenmassen, welche gegen Süden und Osten heraufzogen, und bis in den Zenith reichten, verdunkelten immer dichter den Horizont, aber nicht schwarz wie Gewitterwolken, sondern weißgrau wie schwere Nebelmassen; denn einer der furchtbarsten Schneestürme des hohen Nordens war im Anzuge.

Die Sonne, welche an diesem Tage ohnedies nur wie ein blutrother Ball, ohne Licht und Wärme am Himmel gehangen hatte, neigte sich dem Untergange zu, schauerlich brauste der Hochwald, ferne ertönte das Rauschen eines Stromes; weiße Füchse und braune Zobel schossen durch den Forst in ihre Höhlen hinab, und das ferne Geheul der Wölfe verstummte allmälig; denn selbst das Gethier des Waldes flüchtete instinktmäßig in seine Verstecke. — Jetzt wurde Alles eine dunkle dichte Masse, welche der brausende Wirbelwind erfaßte und im Kreise drehte. Dann nahm die Riesenwolke nach oben eine mehr gelbliche Färbung an, sie endete im Zenith in Haufen Wolken mit scharf abgegrenztem hellleuchtenden Rande, am westlichen Himmel flogen größere tiefhängende Dunstmassen pfeilschnell mit dem sich jetzt erhebenden Sturmwinde aus Nordost daher.

Jetzt senkte sich die graue Riesenwolke gänzlich auf das Gebirge, der letzte matte Sonnenblick erlosch — Nacht ward es im Gebirge

und auf der Abdachung desselben, ein Chaos der Natur schien geboren, vor welchem selbst Wolf und Luchs entsetzt in die Thalabgründe flüchteten.

Jetzt brach der Orkan los, so furchtbar und gewaltig, daß vor seinem Rasen die Eichenstämme des Hochwaldes wie dünne Strohhalme zu Boden knickten, während er aufwirbelnde Schneemassen vor sich hertrieb.

Der Pol schien näher gerückt, und was Blut und Leben hatte, mußte in diesem Sturme erstarren. Es war ein sogenannter Buran, ein Schnee-Orkan des russischen Nordens, welcher oft ganze Karawanen verweht. („Pugacew" S. 4.)

Oder das Erdbeben von Lissabon:

Die Herren an der Tafel horchten auf — und erbleichten; unter ihren Füßen zitterte jetzt der Boden — noch eine Minute, eine kurze kleine Minute — und mit einem gewaltigen donnerähnlichen Getöse schmetterten die Wände des Palastes der Inquisition mit allen Männern der großen Tafelrunde, mit allen ihren Plänen und Hoffnungen auf einen Trümmerhaufen zusammen.

Jammergeheul in allen Gassen und auf allen Plätzen der Stadt war das furchtbare Echo dieses Sturzes, denn drüben war auch der königliche Palast mit allen, wenigstens vier Millionen Thaler betragenden Kostbarkeiten, welche er enthielt, vom gähnenden Schlunde der Erde in einer Minute verschlungen; das prachtvolle Ordenshaus der Jesuiten mit all seinen Bewohnern lag in Trümmern.

Das war eine grauenvolle Verwüstung! Nicht anders als ob die letzte Posaune über dem Erdenrunde erschalle, nicht anders als ob der Herr der Welten auf seinem ewigen Richterthrone zur Erde niederschwebe und seinen vernichtenden Blitz voraussende, das sündige Menschengeschlecht zu vertilgen! — Trümmer einstürzender Häuser, riesenhafte Staubwolken, welche, düstre Nacht verbreitend, durch die engen Gassen zogen, Jammer, Geheul und Rettungsrufe auf allen Seiten — und neue Erdestöße in allen Richtungen waren die wechselnden Bilder dieses schauervollen Nachtgemäldes.

Dort am großen Quai in der Nähe des Zollhauses, wo die reichen Flotten Brasiliens, Ostindiens und Afrikas ihre Ballen, Kisten und Säcke voll kostbarer Erzeugnisse entluden, wo ein Mastenmeer Millionen an Waaren von Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmet, Muskaten, feinem chinesischen und spanischen Porzellan, Juwelen, Früchten, kostbaren Farbhölzern und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

allen Gattungen von Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes trug, wo täglich mit dem ersten Strahle der Sonne bis spät in die Nacht mehr als ein halbes Tausend von Schiffern, Rhedern, Beamten, Dienern, Matrosen, Lastträgern, Mohren, Türken, Juden, Christen, Armeniern und anderen Südländern auf- und niederschwärmten — dorthin hatten sich im Taumel der Verwirrung viele Hunderte der Bewohner Lissabons geflüchtet; aber eine Minute ging an der Zeituhr vorüber — das brausende Meer geähnte im weiten Schlunde, und der schöne große Quai versank mit Allem, was darauf lebte und webte, in die bodenlose Tiefe des Meeres — eine rauschende Wasserfläche verwischte die Spur, wo er gestanden.

Jetzt erreichte die Verwirrung, das Jammergeheul und der Schreck den höchsten Grad. Betende, Fluchende, Verwundete, Sterbende, Verzweifelnde füllten die Straßen; Kinder und Greise, Männer und Frauen, zum Theil halb nackt, verbrannt und verzweifelnd durchrannten die Gassen. Zerschmetterte und Verschüttete jammerten unter den Trümmern um Hilfe, Lastthiere und Rosse rissen ihre Stränge und wurden wie die Menschen von dem Hagel der Mauerbrüche und geborstenen Ziegeldächer zermalmt. Dort an der Terra de passa gegen den Tajo hinab suchte sich eine Masse auf die Schiffe zu retten, aber — o grauenhafte Scene! als ob die erzürnte Gottheit selbst in ihrer Richtermacht den Unglücklichen entgegen treten wollte — der sonst so friedlich dahin fließende Tajo stieg plötzlich zur Riesenhöhe von dreißig Fuß empor, dann stürzten seine schäumenden Wogen, als ob sie ein wüthender Wassergott in seinen Rachen jage, eben so schnell in grauenhaften Riesentrichter der kochenden See hinab, und während die Rettung suchende Menschenmasse mitgerissen wurde, standen jetzt die von der Fluth gehobenen Schiffe im Trockenen.

Stoßweise brach sich jetzt die empörte See wie im entsetzlichsten Meeressturme nach der Mündung des Hafens Bahn.

Die Nacht des Schreckens, welche über dem von Gott verlassenen Babylon des äußersten Westens von Europa lag, erreichte jetzt ihre höchste Finsterniß, denn die ungeheuren Staubsäulen von den eingestürzten Palästen und Häusern ließen nicht mehr den leuchtenden Strahl der Sonne durchdringen — man konnte nichts mehr wahrnehmen, nur hören konnte man das Angstgeschrei der herumirrenden Väter, Mütter, Kinder, Gatten, welche einander jammernd und hilferufend suchten; der Tod raste in tausendfachen Gestalten durch die verschütteten Gassen Lissabons — es war ein Bild gleich dem der Gräuelscenen in den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In diesen wenigen Proben offenbart sich eine seltene Kraft der Schilderung.

Das sind höchst schätzenswerthe Vorzüge. Was Proschko mit diesen Mitteln zu leisten vermag, hat er am Besten in dem historischen Romane „Pugacew" gezeigt, den wir hier zunächst einer Analyse unterziehen wollen.

Das erste Drittel des Romanes zeigt deutlich Proschko's künstlerische Mängel. Im ersten Kapitel sind wir in Rußland, im zweiten in Lissabon, im dritten in Amerika, im vierten wieder in Lissabon, im fünften in Petersburg. Und das Alles geht sprungweise. Die bisher aufgetretenen Personen verschwinden, um, ausgenommen Michelson, Münich und Betmar, nie wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen. Wie zerfahren das erste Drittel ist, zeigt folgende Uebersicht:

Erstes Kapitel. Wir sind bei verbannten russischen Staatsmännern und Offizieren in Bolgarü. Marquis Betmar erscheint unter ihnen. Man conspirirt gegen die Czarin Elisabeth. Die Fäden erstrecken sich bis Petersburg.

Zweites Kapitel. Die Czarin entdeckt eine Verschwörung, in welche auch die Gräfinnen Lupuschkin und Bestuscheff verwickelt sind. Beide werden geknutet.

Drittes Kapitel. Zwölf Jahre später. Marquis Betmar ist bei den Mitgliedern der Inquisition in Lissabon. Man will Preußen gegen Rußland unterstützen, weil Preußen toleranter ist.

Viertes Kapitel. Franklin und Mazzarini sprechen über Rußland und Preußen.

Fünftes Kapitel. Wieder bei der Inquisition. Der Vorsitzende entwickelt seine großartigen Pläne. Das Erdbeben vernichtet aber Alle.

Sechstes Kapitel. Im siebenjährigen Kriege. Der Dichter Ewald von Kleist fällt. Lieutenant Michelson erquickt ihn und schützt ihn vor den räuberischen Angriffen eines langen Kosacken.

Siebentes Kapitel. Michelson wird mit Depeschen nach Petersburg gesandt. Er übergiebt sie dem Kanzler. Die Kaiserin, darüber wüthend, versetzt ihn nach Kasan. Dann befiehlt sie, ihrem Sohne zum Trotz, sogleich erneuten Fortgang des Krieges gegen Preußen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie man sieht, enthalten diese sieben Kapitel lauter Einzelheiten ohne den bindenden, zusammenhaltenden Gedanken. Ohne dem folgenden eigentlichen Roman zu schaden, konnten von sieben Kapiteln sechs gestrichen werden. Was hat die portugiesische Inquisition mit der Handlung zu thun? Der Dichter führt sie ein, sie spielt in zwei Kapiteln eine höchst fragwürdige Rolle und dann fällt sie der Vergessenheit des Autors und des Lesers anheim. Seltsam ist ferner der Gedanke, Franklin und Mazzarini, sowie Ewald von Kleist in die Handlung einzuführen, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. Aber Proschko liebt es, historisch berühmte Personen in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, gleichviel, ob die Handlnng es erfordert oder nicht.

Jene Kapitel, etwa ein Drittel des Ganzen, abgerechnet, kann der Roman wohl die Spannung erregen und dauernd fesseln und den gebildeten Geschmack durch die prächtigen, freilich lapidarischen, Schilderungen befriedigen.

Im Jahre 1762 stirbt Elisabeth, um ihrem Sohne als Peter III. den Thron einzuräumen. Dem Regierungsantritt des jungen Czaren folgt sofort Friedensschluß mit Friedrich II., Rückberufung der verbannten Staatsmänner und Einführung geistlicher Reformen. Mit letzteren tastet er die heilig gewordenen Gewohnheiten des Volkes an, es murrt laut gegen ihn, und bald finden sich Männer, die die Partei des Volkes nehmen gegen den Czaren und für seine starkherzige Gemahlin. Peter III. achtet nicht auf die Bewegungen im Volke, er lebt lediglich seiner Liebe zu der schönen Gräfin Woronzoff. Eines Tages läßt sich Katharina zur Kaiserin ausrufen; Peter wird heimlich entführt und unter dem Volke das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Nach einiger Zeit macht Katharina das Gerücht zur Wahrheit — sie läßt ihren Gemahl erdrosseln. Unter dem Volke aber bleibt die dunkle

Ahnung, daß der Czar nicht todt, sondern daß er nur gefangen gehalten werde.

Lieutenant Michelson ist noch in Kasan unter dem Befehle des Obersten Brand. Alle lieben den schönen edlen Offizier, am meisten Theodora, die Nichte des Obersten, am wenigsten dessen Frau. Letzterer Abneigung wird erhöht, als Michelson in Abwesenheit des Obersten ihr abschlägt, ihr den gefangenen Kosacken Pugacew als Erzähler für die Winterabende zu überlassen. Und doch weiß sie ihn sich heimlich zu verschaffen — Pugacew benutzt die Gelegenheit zu entfliehen. Auf dem Markte zu Mariekowskoi begegnen wir ihm wieder. Seine Freunde sind zahlreich um ihn versammelt und verfehlen nicht, ihn als den wiedererstandenen Peter III. ausrufen. Erst staunt die Menge, dann rufen einige, die Peter III. gekannt, dasselbe — der Czar ist fertig. Oberst Charlow will sich widersetzen; man haut ihn nieder; dessen Frau, die uns schon bekannte Theodora, nimmt der Redivivus mit sich. Nun beginnt sein Siegeslauf, Stadt um Stadt, Dorf um Dorf ergibt sich ihm. Mit den Erfolgen wächst sein Uebermuth. Grausamkeiten bezeichnen seine Bahn. Michelson brennt vor Verlangen, ihm entgegen zu treten und Theodora seinen Händen zu entreißen. Er zieht ihm mit einer geringen Anzahl Truppen entgegen und besiegt ihn in mehreren Treffen, vermag aber seiner Uebermacht nicht Stand zu halten. Erst vor Kasan bricht sich die Macht des Betrügers, er selbst wird gefangen, sein Heer in alle Winde zerstreut. Auch Theodora findet Michelson wieder, sie wird aber nicht die seine, sondern nimmt den Schleier.

Das ist in den äußersten Umrissen der Inhalt der höchst interessanten Handlung. Der zweite Band ist in Bezug auf Kunst und Schilderung meisterhaft zu nennen. Der Dichter versteht es trefflich, großartig angelegte umfassende

Tableaux ohne jede Ueberladung zu entwerfen. Da ist Kraft und Leben in jedem Zuge, überall das frisch pulsirende Blut eines echten Dichters. Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Mit plastischer Anschaulichkeit steht eine jede Figur vor uns. Die Handlung vermittelt uns das Verständniß von Thaten und Gedanken, der Dichter fügt kein Wort der Erklärung hinzu.

Am besten ist der Charakter des Helden gezeichnet, wenngleich nicht bestritten werden kann, daß er noch mehr hätte verinnerlicht werden können. Aber es ist ja eine Eigenheit Proschko's, daß das Gebiet des Seelenlebens nicht seine eigentliche Domäne ist. So finden wir Pugacew's geistige Entwicklung wohl angedeutet, aber nicht mit psychologischer Feinsinnigkeit ausgeführt. Wie der Charakter des falschen Czaren von ursprünglicher Wildheit zu übermüthiger Welt- und Menschenverachtung sich ausbildete, konnte ein ausgezeichneter Vorwurf für die Kunst des Erzählers werden — Proschko hat dieses Moment ganz außer Acht gelassen und sich damit begnügt, eben diesen Uebergang mit wenigen Worten zu bezeichnen. Freilich werden nur wenige Leser gegen diese Darstellungsweise etwas einzuwenden haben, den meisten wird sie vollauf genügen. Ihre Phantasie wird die kräftig aufgetragenen Kernpunkte mit Leichtigkeit festhalten und die nicht ausgeführten Partien selbst ausfüllen. Die ganze Entwicklung Pugacew's von jenem Tage an, wo er als falscher Czar auftritt, bis zu jener Scene, wo er die petitionirenden Priester in wildem Uebermuth zu Boden schlägt, wird dem Leser leicht verständlich werden auch ohne Details.

Dazu nehmen die ungemein lebendigen, farbenfrischen Schilderungen aus Rußland die Aufmerksamkeit des Lesers ganz gefangen. Das politische Leben in Rußland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die seltsamen souveränen Gelüste der Herrscher und Herrscherinnen aller

Reussen, die Anschauungen des Volkes, das sociale Leben werden mit kräftig angebrachten Schlaglichtern erleuchtet. Die Naturschilderungen sind durchaus nicht nach der hergebrachten Schablone, sie sind gedrängt, anschaulich und fesselnd.

Noch einen Tadel möchte ich nicht unausgesprochen lassen, er betrifft die seltsame Figur Betmar's. Was um alles in der Welt hat dieser gespenstische Mensch in der Handlung von „Pugacew" herumzuspuken? Er treibt nicht vorwärts, er regt nicht an, er hält nicht zurück, steht keiner der handelnden Personen nahe — er ist ein Ueberall und Nirgends, taucht auf, wo ihn Niemand vermuthet, verschwindet, wenn man ihn fassen will; kommt zu wildfremden Menschen und benimmt sich sogleich als alter Bekannter — wenn man ihn aber nach „seinen Papieren fragen" wollte, würde er rathlos dastehen oder aber plötzlich verduften. Proschko hat sich wahrscheinlich durch Dumas' Monte Christo zu dieser seltsamen, an längst verschollene Ritterromane erinnernden Figur verführen lassen.

In „Der Jesuit" stellt sich Proschko die lohnende Aufgabe, den Zerrbildern, welche akatholische Romanschriftsteller von den Jüngern Loyola's entwerfen, einmal ein wahrheitsgetreues Porträt entgegenzustellen. Leser, welche nur gewohnt sind, jeden Jesuiten als geheimen Schleicher, Zerstörer von Familienglück und selbst als gelegentlichen Mörder dargestellt zu sehen, werden nicht wenig überrascht sein von der Harmlosigkeit dieses Proschko'schen Jesuiten. Wir Katholiken sehen darin nichts Besonderes, sie soll ja und ist ja die Regel — tausend andere aber werden einen solchen Jesuiten als Ausnahme von der Regel betrachten.

Der Jesuit heißt Plachy. Man darf nach dem Titel aber nicht den Schluß ziehen, daß er der Held des Romanes sei; das ist Ottowald von Rosen, der die schöne Rosa von Pernstein liebt. Seine Liebe ist indessen hoffnungslos, weil

die Muhme Rosa's, Polyxena von Lobkowicz, ihre Nichte nicht einem Irrgläubigen geben will. Ottowald erkennt freilich diesen Grund nicht an, sondern meint, der Jesuit Georg Plachy, der viel in Rosa's Hause ein- und ausgeht, sei sein Widersacher. Er hat in Folge dessen einen heftigen Auftritt mit ihm. Bald nachher geht Ottowald zu Wallenstein über. Wallenstein wird getödtet, seine Getreuen geächtet. Ottowald schleicht sich heimlich nach Prag, um Rosa von Pernstein zu sprechen, aber Plachy tritt ihm hindernd in den Weg, die zum Rendezvous eilende Rosa mit sich nehmend.

Eine lange Zeit vergeht. Wir finden Ottowald als Ottowalsky wieder, wie er den Hauptmann Przichowsky vom Wassertode rettet. Dieser, ein alter Soldat, spricht beständig von seiner Braut, die noch immer nicht ihre Einwilligung zur Heirath geben wolle. Ottowald merkt bald heraus, daß es sich um seine Rosa handelt. Schnell ist sein Plan gemacht, er giebt Przichowsky eine Kapsel, angeblich mit Reliquien-Inhalt; wenn er diese seiner Braut gebe, werde sie von Liebe zu ihm entbrannt werden. In der Kapsel aber befindet sich ein Zettel an Rosa, auf welchem sie zu einer Zusammenkunft eingeladen wird. Bei dieser hört denn Ottowald, wie edel und gut Plachy gehandelt. Noch immer aber kann Ottowald nicht die Einwilligung der Muhme Rosa's erlangen. Das facht seinen alten Haß wieder an zu neuer Glut; ein Pole, Namens Wolfinsky, der ebenfalls von Pernstein's abgewiesen, hilft das Feuer schüren. In dem heißen Verlangen, sich zu rächen, geht er zu den Schweden über, sich erbietend, sie heimlich in die Stadt zu lassen. Der Verrath glückt indessen nur halb, denn der Jesuit Plachy leitet die Vertheidigung. Sowohl der Pole als auch Ottowalsky fallen, letzterer umfangen von den Armen seines edlen Feindes Plachy.

Man kann wiederum nicht sagen, daß die Handlung nach den Anforderungen der Poetik componirt ist, doch macht der Roman im Ganzen einen guten Eindruck. Zu tadeln wäre nur der allzu große Raum, welchen der Verfasser der Belagerung Prag's gelassen hat. Doch vergißt man leicht über den interessanten Schilderungen, daß sie eigentlich eine unberechtigte Stellung einnehmen. Namentlich gelungen sind die Scenen wilden Kriegslebens, aus denen sich einzelne kernige Soldatengestalten mit plastischer Anschaulichkeit erheben.

Mehrere der in „Der Jesuit" auftretenden Personen finden wir in „Der böhmische Student" wieder, ein Roman, der zwar nicht in allen Punkten befriedigt, aber doch zu den besseren seines Gleichen gehört. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, das wilde abenteuerreiche Vagabundenthum jener schreckensvollen Tage, die seltsamen Verkehrungen menschlicher Anschauungen, welche jene Zeit im Gefolge hatte — kurz, treue Bilder ferner Vergangenheit bietet uns in schöner Ausführung der genannte Roman. Die Verwicklung freilich ist nicht bedeutend, ja sie ist sogar unbedeutend, die Episoden überwuchern sie. Die Belagerung Prags nimmt wiederum bedeutenden Raum ein, doch finden sich keine Wiederholungen mit den Scenen aus „Der Jesuit".

Noch bunter gemischt ist der Roman „Die Höllenmaschine". Proschko hat hier mehr als je seiner Phantasie die Zügel schießen lassen. Anfangs wird drei Personen große Aufmerksamkeit geschenkt, die im weiteren Verlaufe der Handlung nur wenig zum Vorschein kommen. Später tritt Napoleon I. sehr in den Vordergrund, und das sind die besten Partien des an Handlung und Leben ungemein reichhaltigen Romanes. Schade nur, daß durchaus die künstlerische Gestaltung fehlt. Dagegen muß nachdrücklich anerkannt werden, daß die Personen mit großer Meisterschaft

gezeichnet sind. Besser als hier konnte der gewaltige Kaiser der Franzosen, dessen nimmersattem Ehrgeiz und unendlicher Ländergier die Welt zu klein schien, kaum gezeichnet werden. Sehr gut ist es dem Dichter gelungen, den großen Imperator von zwei Seiten zu zeigen: als den Herrn eines weiten Reiches und zärtlichen Familienvater im Kreise der Seinen. In noch einem Werke Proschko's tritt uns Napoleon entgegen, in „Der Held von Trafalgar", einer im Ganzen nicht unbedeutenden Erzählung.

Versuchen wir es nach den obigen Ausführungen in kurzen Worten eine Charakteristik Proschko's zu geben, so finden wir: bedeutendes Talent, namentlich für den historischen Roman, eine fruchtbare, allzeit lebendige Phantasie — demgegenüber aber Mangel an künstlerischer Bildung und daher Unkenntniß des rechten Maßes — alles in allem aber einen Schriftsteller von nicht geringer Bedeutung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cardinal Wiseman.

Einen der höchsten kirchlichen Würdenträger unter den Novellisten figuriren zu sehen, ist gewiß eine seltene Erscheinung. Aber auch zugleich eine erfreuliche, denn sie legt das Zeugniß ab, wie sehr eine Kunst geachtet zu werden verdient, der selbst solche außerordentliche Männer wie Cardinal Wiseman freudig ihre kostbare Zeit widmen. Das katholische Publikum mochte doch wohl ein wenig erstaunt sein, als im Jahre 1854 die Erzählung „Fabiola oder die Kirche der Katakomben" auf dem Büchertisch erschien und den Namen des berühmten englischen Cardinals als den Verfasser auf dem Titel trug. Wohl war man gewohnt, den rastlos thätigen Mann auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Literatur goldene Früchte einheimsen und sie dem Publikum in silbernen Schalen freigebig bieten zu sehen — aber eine Erzählung hatte man denn doch nicht erwartet. Viele glaubten auch nicht, daß das neueste Product der unermüdlichen Feder Wiseman's ein Beweis hervorragenden dichterischen Geistes sei, wohl aber all' die glänzenden Eigenschaften haben werde, die des Cardinals schriftstellerische Arbeiten in hohem Grade auszeichneten. Die Täuschung war groß und angenehm. „Fabiola" war nicht allein ein Zeugniß der umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern auch seines poetischen Talentes. Die Erzählung erregte ungemeines Aufsehen, erlebte Auflage auf Auflage, nahm ihren

Siegeslauf durch die ganze Welt und fand Beifall bei allen christlichen Confessionen, aber auch Nachahmer in reicher Anzahl.

Das Buch verdient diese seltene günstige Aufnahme in jeder Beziehung. Es ist ein Buch, das jeder Gemüthsrichtung in ansprechender Weise gerecht wird, das einem jeden Leser etwas Interessantes bietet. Der fromme Christ wird sich an dem todesmuthigen Bekennen der Märtyrer erbauen; der Geschichtsfreund seine Freude haben an den anschaulichen Schilderungen altrömischen Lebens und den sauberen Beschreibungen der Katakomben; der bloße Unterhaltung suchende Leser wird mit steigendem Interesse dem Verlaufe der gut erfundenen und fest gefügten Handlung folgen. Vom Standpunkt strenger Kritik dürfte nur das Eine getadelt werden, daß die eingelegten Schilderungen altrömischer Zustände und der Katakomben nicht immer den rechten Platz einnehmen und manchmal über das Maß des erlaubten Raumes hinausgehen. Das dürfte aber auch der einzige Tadel sein; denn im Uebrigen genügt das schöne Werk allen Anforderungen der Aesthetik. Mit geschickter Hand ist die reichhaltige Handlung so geleitet, daß sie ein allseitiges Bild der ewigen Roma und ihrer Einwohner von damals giebt. Das gesellige Leben, die geistige Bildung, die religiösen Anschauungen, die Staatseinrichtungen jener Periode, Alles steht in klaren Umrissen vor den Augen der Leser. Es ist immer noch das alte weltgebietende Rom, noch immer liegt die halbe Welt demüthig zu Füßen der römischen Imperatoren, noch immer fließen die Schätze und Herrlichkeiten des Abend- und Morgenlandes nach der unersättlichen Hauptstadt der Welt. Allein schon zeigen sich die Spuren beginnenden Verfalls. Das gewaltige Gebäude bekommt Risse, hin und wieder kracht es verderbendrohend durch die weiten prachtstrotzenden Räume — aber im Gefühle ihrer

Macht verachten die weltgebietenden Tyrannen die unscheinbaren Fingerzeige. Der Glaube an die Götter ist in den höheren Kreisen schon lange erloschen oder doch erkaltet, an seine Stelle ist der seichteste Epikuräismus getreten. Der raffinirteste Genuß ist den vornehmen Römern und Römerinnen das Höchste, verachtet wird, wer sich zu einer höheren Lebensanschauung aufzuschwingen versucht. Das gesellige Leben wird umgeben von dem blendendsten Luxus, unerhörte Summen werden gezahlt für Dinge, die kaum die Dauer eines Tages haben. Aeußerlich glänzt Alles wie eitel Sonnenschein, innerlich ist Alles faul. Das Herz ist kalt und öde, nie bricht ein Strahl tieferen Gemüthes aus ihm hervor. Der Untergebene gilt nichts, er ist ein Ding, eine Sache, mit der man machen kann, was man will, er muß leiden unter den Launen seines blasirten Gebieters, ja er muß sich zur Unterhaltung seines gnädigen Herrn den wilden Thieren vorwerfen lassen und mit ihnen um sein elendes Leben kämpfen. So dachte das damalige heidnische Rom im Anfange des vierten Jahrhunderts und ebenso dachte Fabiola, die schöne verwöhnte Tochter des reichsten Mannes in Rom, Fabius. Umgeben von Glanz und Herrlichkeit, von willfährigen Schmeichlern und lobhudelnden Sklavinnen, blickt sie verächtlich herab auf jeden niedriger Stehenden. Die gläubigen Heiden verlacht sie als unverbesserliche Thoren; die Christen verachtet sie, obgleich sie nicht weiß, welchen Lehren sie folgen. Mit unverhohlenem Staunen hört sie zuerst von ihrer Sklavin Syra die Elemente der neuen Lehre. Alle Menschen als Gleichberechtigte anzuerkennen, dem Feinde zu verzeihen, an ein anderes Leben, an eine ewige Fortdauer nach dem Tode zu glauben — predigt die seltsame Sklavin in schönen begeisterten Worten. Das sind Lehren, die Fabiola nur verachten kann. Verzeihen dem Feinde, empfangene Beleidigungen geduldig tragen und dem Beleidiger noch

obendrein versöhnend die Hand reichen — das findet die stolze Römerin lächerlich und feige. Zu ihrem unsäglichen Erstaunen huldigt auch ihre schöne Verwandte Agnes diesen Ansichten und hört sie auch aus dem Munde des tapferen Offiziers Sebastian ähnliche Reden. Sie weiß nicht, daß Beide längst dem Christenthume angehören.

Es ist nur eine kleine Gemeinde, die dem neuen welterlösendem Glauben anhängt, aber sie ist stark und gegen alle Angriffe gewaffnet. Personen aller Stände gehören ihr an. Pankratius und Sebastian sind die Personen unter ihnen, die uns am häufigsten entgegentreten. Lange schon hat ihr Benehmen unter den ihnen nahestehenden Heiden Verdacht erregt; namentlich sind es Corvinus, der Sohn des Richters Tertullus, und der Schlemmer Fulvius, welche ingrimmigen Haß auf die beiden Männer geworfen haben. Nicht allein ihres Christenthums wegen, sondern wegen persönlicher Motive. Corvinus haßt Pankratius schon von den Schulbänken her, Fulvius den Sebastian, weil er glaubt, daß er ihm bei verschiedenen Damen im Wege stehe. Beiden kommt es deshalb Recht, daß Maximian wiederum eine allgemeine Christenverfolgung anordnet, und namentlich ist es ganz nach Corvin's Gesinnung, daß gerade er mit der Ausführung des Edicts betraut wird. Er schlägt das Edict an, am anderen Morgen fehlt es, auf der Erde aber findet Corvinus ein Messer von Pankratius. Durch einen bethörten Christen, Torquatus, wird er mit den Schlupfwinkeln der Christen bekannt gemacht und liegt nun Tag und Nacht auf der Lauer. Stets aber entgehen ihm die Verhaßten.

Fulvius sucht sich der schönen und reichen Verwandten Fabiola's, Agnes, zu nähern und ihre Hand zu gewinnen, sowohl Agnes aber als Fabiola weisen ihn mit Entrüstung ab. Da greift denn Fulvius zu dem letzten Mittel: er weiß, daß Agnes zu den verhaßten Christen gehört; sie

muß die seine werden oder sterben. Und wenn sie gestorben, soll der Imperator ihm ihr Vermögen zuertheilen.

Inzwischen gelingt es Corvinus, seines Gegners Pankratius habhaft zu werden. Er wird vor Tertullus geführt und zum Tode in der Arena verurtheilt. Sebastian steht am Todestage am Eingange des Coliseums und flüstert seinem Freunde, als die Schergen ihn hineinführen, zu, für ihn zu beten. Das hört Fulvius und merkt es sich. Pankratius tritt in die Arena, die wilden gereizten Thiere werden auf ihn gehetzt — keines wagt den betenden Jüngling anzufallen. Wüthend sieht es der blutlechzende römische Pöbel, des Christen Blut muß fließen, und da Löwe und Tiger den Henkerdienst verweigern, so muß der Panther ihn leisten. Ein Sprung — Pankrazens reine Seele schwebt gen Himmel.

Nun giebt es in Rom nur noch ein Losungswort: Christianos ad leones! Sebastian wird verhaftet und er bekennt freimüthig vor dem zähneknirschenden Kaiser, daß er ein Anhänger des Nazareners sei. Er wird verurtheilt, mit Pfeilen nach und nach getödtet zu werden. Mit maßlosem Staunen und Schmerze erfährt es Fabiola — also auch er ein Christ, den sie so hoch achtet, so innig liebt, ein Christ, so gut wie ihre intimste Freundin Agnes! Es gährt mächtig in ihrem Innern. Kann eine Religion, die solche Bekenner hat, Bekenner, die mit lächelndem Antlitz ihr Leben opfern ihrem Glauben — kann eine solche Religion so verworfen sein, wie man sie schildert? Wo giebt es einen noch so fanatischen Heiden, der Aehnliches thäte für seine Götter? Sie eilt, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, ihn um Sebastian's Leben zu bitten — aber vergebens. In ihrer Gegenwart wird der durch hundert Pfeile verwundete Bekenner erschlagen. Und wüthend fragt sie der Imperator, ob auch sie eine Christin sei? Wie schwer wurde es da Fabiola, ein „Nein" herauszustoßen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Reihe kommt nun auch an Agnes. Sie wird in's Gefängniß gebracht. Sobald Fabiola es hört, eilt sie zu ihr. Mit Staunen sieht sie die sorglose Heiterkeit, mit welcher Agnes dem Tode entgegensieht. Noch einmal kommt Fulvius. Er bietet Agnes Rettung an, wenn sie seine Gattin werden wolle. Entrüstet weist ihm Fabiola die Thür. Auf Agnes' Vermögen hofft noch ein Anderer — Corvinus, der danach strebt, Fabiola das Vermögen ihrer jungen Verwandten zuzuwenden und sie dann zur Gemahlin zu begehren. So geschieht es. Nachdem Agnes enthauptet ist, erhält Corvinus vom Kaiser die Erbschaftsbestätigung unterschrieben und legt sie Fabiola jubelnd zu Füßen. Diese, ganz in Schmerz versunken, achtet kaum darauf und giebt auf seine Fragen Antworten, deren Bedeutung sie nicht zu fassen vermag — die Corvinus ganz zu seinen Gunsten auslegt. Kaum ist er gegangen, als Fulvius heimlich bei ihr eintritt. Sein häßliches Gesicht ist von maßloser Wuth verzerrt, er hat eben erfahren, daß Fabiola die Erbin von Agnes' Vermögen geworden. Ungestüm fordert er es von ihr zurück; sie weigert es, seine Wuth steigt, er zückt seinen Dolch gegen sie — da stürzt sich eine Gestalt zwischen Beide und fällt getroffen zu Boden. Es ist Syra, die christliche Sklavin Fabiola's. Fulvius aber flieht mit Entsetzen von dannen, er hat in Syra seine lang verlorene Schwester erkannt.

Die Geschichte naht ihrem Ende. Syra genest, Fabiola wird Christin. Den Christenverfolgungen wird durch Constantin ein Ziel gesetzt. Corvinus stirbt an der Tollwuth, Fulvius kehrt nach Jahren als Christ zurück.

Das ist in den kürzesten Umrissen die Handlung, welche den Leser unwiderstehlich von Anfang bis zu Ende fesselt. Die Charaktere sind durchweg ausgezeichnet. Abgesehen von den Hauptpersonen verdienen namentlich der alte Chromatius

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit seinem stillen Humor, der Philosoph Calpurnius und der Dacier alles Lob.

Die Schilderungen sind überall prägnant und anschaulich. Packend, um ein Schlagwort der modernen Kunstrichter zu gebrauchen, sind: die Arena-Scenen, der Auftritt Fabiola's mit Fulvius vor Gericht und des Letzteren Angriff gegen Fabiola.

Eine solche Erzählung geschrieben zu haben genügt, sich dauernden schriftstellerischen Ruf zu sichern. Wiseman hat denn auch in diesem Genre nur noch eine sehr kurze Erzählung geliefert, betitelt: „Die Lampe des Heiligthums".